



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortmann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Nach einem kleinen Schweigen fügte der General mit Anstrengung hinzu: „Haben Sie auch bereits darüber nachgedacht, wie — wie Sie sich künftig nennen werden?“

Wolfgang sah ihn mit gut gespielmtem Erstaunen an.

„Wie ich mich nennen werde? — Ja so, Sie glauben vielleicht, daß hier zu Lande ein akademischer Titel unerlässlich sei. Nun, ich habe mir allerdings drüben ganz ordnungsmäßig meinen Doktorhut erworben, aber da man mir sagt, daß die deutschen Gerichte einigermassen Vorurtheil gegen amerikanische Doktoren hätten, werde ich freiwillig darauf verzichten, ihn aufzusetzen. Am Ende kommt es doch auf die Geschicklichkeit an, nicht auf den Titel, und ich habe keine Lust, wegen des alten Pappes in einen Zwiespalt mit der wohlweisen Obrigkeit zu gerathen.“

„Sehr richtig!“ stimmte der General mit gesteigerter Artigkeit zu. „Aber es war eigentlich nicht das, was ich meinte. Ist es denn in Amerika schon etwas Gewöhnliches, Zahnärzte von altem Adel berufsmäßig thätig zu sehen?“

„Etwas Gewöhnliches gerade nicht!“ erwiderte Wolfgang heiter. „Man findet die Schiffbrüchigen aus unseren Gesellschaftskreisen dort mehr unter den Kellnern und Lohnkutschern. Aber das Ungewöhnliche kam mir eben zu statten.“

Der alte Herr rückte etwas näher, und mit einer lebenswürdigen Vertraulichkeit, wie er sie im bisherigen Verlaufe der Unterhaltung nicht gezeigt hatte, sagte er:

„Hier liegen die Dinge natürlich anders, und ich brauche wohl nicht daran zu zweifeln, daß Sie den Rücksichten auf Ihre Familie ein wenig Rechnung tragen werden. Das Adelsprädikat wenigstens dürfte Ihnen in Ihrem neuen Beruf eher lästig als förderlich sein.“

Wolfgang nahm die unverkennbare Besorgniß des Generals noch immer von der scherzhaften Seite.

„Ich kann das nicht gerade einsehen; aber ich würde auf das kleine ‚von‘ und auf meinen angestammten Reichthumtitel vielleicht wirklich kein besonderes Gewicht legen, wenn mich nicht gerade die Rücksicht auf meine Familie veranlaßte, beides beizubehalten.“

Der General lehnte sich in seinen Stuhl zurück, und das verbindliche Lächeln war plötzlich ganz und gar von seinem Gesicht verschwunden.

„Sie entschuldigen, wenn ich nicht mehr das Vergnügen habe, Sie zu verstehen.“

„Aber Sie werden mir zustimmen, lieber Onkel, sobald Sie mich verstanden haben. Ich habe eine Schwester, die seit dem Tode unserer Eltern ausschließlich auf mich als auf ihren natürlichen Beistand angewiesen ist, und deren berechtigten



In Gedanken. Nach einem Gemälde von H. Greve.
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.

Ansprüchen an das Leben ich vor allem anderen die gebührende Berücksichtigung zutheil werden lassen muß."

"Dum! — Ja — ganz recht! — Ein allerliebster kleiner Blondkopf! — Ich erinnere mich ihrer sehr gut! Sie muß etwa in dem Alter meiner Tochter Cäcilie sein."

"Neunzehn Jahre — und mit siebzehn Jahren hat sie sich bereits auf die eigenen Füßchen gestellt. Sie mußte es wohl, denn ich hatte ja selbst noch um meine Stellung in der Welt zu kämpfen, und es war niemand da, der ihr für das verlorene Vaterhaus einen Ersatz geboten hätte."

Er sprach ohne alle Anzüglichkeit; aber der General hatte doch Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen.

"Ah — was Sie sagen, lieber Wolfgang! Ich glaubte die Kleine natürlich wohl aufgehoben und gut versorgt. Wenn es so stand, warum in aller Welt hat sie sich denn niemals an mich gewendet?"

"Gestatten Sie mir, als Erwiderung darauf ihre eigenen Worte anzuführen! Auch ich richtete gestern eine ähnliche Frage an sie, und sie antwortete mir etwa: Die Verwandten sind reich und ich bin arm! Ihre Sache war es darum, mich zu suchen, nicht die meinige, mich ihnen aufzudrängen."

Diese freimüthige Auskunft konnte den General nicht sehr angenehm berühren; aber er war eben ein Mann von ausgezeichnete Erziehung.

"Meine kleine Nichte ist, wie es scheint, eine sehr charaktervolle junge Dame. Und sie hat recht, vollkommen recht. Ich werde mich beeilen müssen, ihre Vergebung zu erlangen. Das Suchen aber, lieber Wolfgang, werden Sie mir wohl ersparen!"

"Meine Schwester ist seit zwei Jahren in Berlin! Unter der feierlichen Versicherung, daß sie keine Noth zu leiden habe, verbat sie sich stets aufs nachdrücklichste jede Geldunterstützung, die ich ihr anbot, und ich konnte mich gestern durch den Augenschein überzeugen, daß sie mich nicht belogen hat. Sie leidet wirklich keine Noth, denn sie bemalt Photographien und Ballfächer für irgend ein hiesiges Geschäft."

Der General rückte unbehaglich auf seinem Stuhl; der junge Zahnarzt aber fuhr in seiner leichten, gelassenen Weise fort:

"Daß mir eine Fortsetzung dieser ersprießlichen Thätigkeit indessen nicht erwünscht sein kann, ist wohl begreiflich! Ihre Jugend, ihre Erziehung und ihre Herkunft geben meiner Schwester ein Recht darauf, sich in der Gesellschaft zu bewegen und die Annehmlichkeiten des Daseins zu kosten. Wenn ich sie jetzt in mein Haus aufnehme, wie es doch das Nächstliegende und Natürlichste ist, so kann ich mein Adelsprädikat nicht ablegen, ohne Marie zu gleichem Verzicht zu zwingen, und ich sehe wahrhaftig keinen auszeichnenden Grund, ihr ein solches Opfer zuzumuthen. Das ist es, lieber Onkel, was ich unter den Rücksichten auf meine Familie verstehe."

"Sehr ehrenwerth und sehr brüderlich! — Aber — aber sollte sich da nicht dennoch irgend ein annehmbarer Ausweg finden lassen?"

"Ein Ausweg — ich wüßte nicht —"

"Nun, in dem Hause eines Junggefallen — und Sie sind doch unverheirathet? — ist am Ende kaum der rechte Platz für eine junge Dame. Sie bedarf des Anschlusses an eine Familie, der mütterlichen Fürsorge und Leitung. Bei der aufrichtigen Freundschaft, die mich mit meinem waderen Vetter verband, ist es fast selbstverständlich, daß ich mit Freunden bereit bin, ihr im Kreise der Meinen ein solches Heim zu bieten. Wenn sie selber einverstanden ist, soll sie mir als liebe Hausgenossin hoch willkommen sein, und ich glaube fast, sie wird unter unserem Schutze rascher den gebührenden Platz in der Gesellschaft erhalten als unter dem Ihrigen. Muß ich Sie versichern, daß ich mit solchem Erbieten nicht bis zu dieser Stunde gewartet haben würde, wenn ich von der Lage der Dinge auch nur die leiseste Ahnung gehabt hätte?"

Der blonde Vollbart verbarg dem General das feine Lächeln, das für einen Augenblick um die Lippen des jungen Mannes zuckte.

"Ich bin aufs freudigste überrascht von einem so großmüthigen Beweis Ihrer verwandtschaftlichen Gefühle, lieber Onkel, und ich zweifle nicht, daß Marie diese Empfindung theilen wird. Aber ich vermute fast, daß Sie geneigt sind, mir eine Bedingung zu stellen."

"Wenn es Ihnen gefällt, meiner Bitte diesen Namen zu geben — ja! Die gesellschaftlichen Beziehungen, welche mit

meinem militärischen Range nothwendig verknüpft sind, legen mir, gegen meinen Willen, gewisse Rücksichten auf, und —"

"Und es verträgt sich nicht mit diesen Rücksichten, daß jeder Hoflakai sich bei einem Ihrer Verwandten künstliche Zähne machen lassen könne, vorausgesetzt, daß er imstande sei, sie zu bezahlen. Nun, ich bemerkte bereits, daß ich nur um meiner Schwester willen der Freiherr zu bleiben wünschte. Willigt Marie ein, sich unter Ihren Schutz zu stellen, so braucht meinewegen niemand zu erfahren, daß der Zahnarzt Brendendorf ein Neffe Seiner Excellenz des kommandierenden Generals von Brendendorf sei. Ich würde alsdann, wenn auch natürlich mit schwerem Herzen, sogar auf das Vergnügen verzichten, Ihrer freundlichen Einladung zu häufigem Besuch Folge zu leisten, und ich würde mir nur die Ausstattung meiner Schwester mit einem angemessenen Taschengelde vorbehalten."

Er hatte sehr ruhig und leichtsin gesprochen; es war auch nicht das geringste Anzeichen des Gekränktheits in seinem Benehmen. Bei den letzten Worten war er aufgestanden, und auch der General erhob sich, um ihm mit unverkennbarer Erleichterung die Hand zu schütteln.

"Wir armen Menschen sind eben jederzeit die Sklaven der Verhältnisse," sagte er, "und dem bescheidensten Bürgermann mag es leichter fallen, sich zu ihrem Herrn zu machen als uns! — Sie werden also die Güte haben, mir die Adresse Ihrer Schwester zu geben und sie in geeigneter Weise auf meinen baldigen Besuch vorzubereiten. Alles weitere muß sich dann fügen, wie die Umstände es eben gestatten. Nur wäre es vielleicht von allseitigem Vortheil, wenn meine kleine Nichte in Ihrem so lobenswerthen Entschlusse nicht gerade das Ergebniß eines zwischen uns getroffenen Abkommens erblickte. Sie verstehen mich wohl, lieber Wolfgang?"

"Vollkommen! — Und ich bin ganz Ihrer Ansicht; denn es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß sie Ihre Güte unbedenklich ablehnen würde, wenn sie von dem Inhalt unseres Gespräches Kenntniß erhielt."

Der General mochte finden, daß das etwas grob sei; aber wenn ihm eine Erwiderung auf der Zunge gelegen hatte, so schluckte er sie doch unausgesprochen hinunter. Er machte Miene, seinen Besucher hinaus zu geleiten; aber sie hatten die Thür noch nicht erreicht, als dieselbe ziemlich ungestüm von außen geöffnet wurde, um Gillys zierliche und behende Gestalt hereinzuschlüpfen zu lassen. Sie hatte ein allerliebtestes Plüschjäckchen von sehr lebhafter blauer Farbe, das mit dem Fell des Silberfuchses besetzt war, angelegt, und ein dazu passendes Barett saß fest auf dem dunklen, kurzlockigen Köpfehen.

"Du sollst Schiedsrichter sein, Papa! Dieser unartige Dragoner, der doch selber so blau ist wie ein wandelnder Berggipfelmehntstrauch, behauptet, die blaue Farbe stände mir entsetzlich zu Gesicht. — Ah, Verzeihung! Ich habe nicht gesehen, daß Du Besuch hast!"

Zu lebhafter Verwirrung wollte sie sich zurückziehen; doch Wolfgang verhinderte sie daran, indem er lächelnd sagte:

"Wer auch immer der ungalante Dragoner sein mag, liebe Cousine — ich behaupte auf jede Gefahr hin, daß er zum Schöndersrichter gänzlich untauglich ist."

Die junge Dame machte große Augen; der General aber, der seinen Verdruß über den kleinen Zwischenfall bei aller Selbstbeherrschung nur unvollkommen zu verbergen vermochte, sagte vorstellend:

"Wolfgang von Brendendorf — Du erkennst Dich wohl! — Meine Tochter haben Sie ja, wie ich sehe, bereits erkannt!"

Gilly betrachtete den Vetter, der so unerwartet ins Haus geschneit war, mit einem neugierigen Blick.

"Natürlich erinnere ich mich! Er hat mich ja einmal zwei Stunden lang in die Speisekammer eingesperrt, weil ich seine Schwester Marie gekraht haben sollte. Als mich die Tante befreite, hatte ich aus Rache einen ganzen Topf voll eingemachter Kürbisse leer gegessen und war dann zwei Tage sterbenskrank. Solche Ereignisse vergißt man niemals! Aber erkannt hätte ich ihn freilich nicht!"

Vielleicht erschien dem General die Aufrichtung dieser Erinnerungen aus der Kinderzeit als eine nicht ganz angemessene Vertraulichkeit, denn noch ehe Wolfgang eine Antwort geben konnte, beehrte er sich, einzuwerfen:

"Unser junger Verwandter ist vor einigen Tagen aus Amerika zurückgekehrt, weil er die Absicht hat, sich in Berlin als Zahnarzt niederzulassen."

Er hatte die Bezeichnung des Berufs unwillkürlich noch etwas stärker betont, als es wohl seine Absicht gewesen sein mochte, und um Wolfgang's Lippen suchte wieder das vorige leicht spöttische Lächeln.

„Als Zahnarzt?“ — Gilly lachte hell auf, so daß ihr eigenes, prächtiges Gebiß elfenbeinweiß zwischen den frischen, rothen Lippen hervorschimmerte. „Das ist ja furchtbar drollig! — So werden Sie also einen Kasten vor dem Hause haben mit der Aufschrift: Keine Zahnschmerzen mehr! — Und künstliche Zähne schon von zwei Mark an!“

„Ganz so wohlfeil werde ich es allerdings schwerlich machen — ausgenommen für meine weiblichen Verwandten, die ich selbstverständlich mit Vergnügen umsonst behandle.“

„Ich danke für das freundliche Anerbieten, und ich werde mich desjenigen seiner Zeit erinnern — so nach vierzig oder fünfzig Jahren. — Aber was macht Ihre Schwester? Ist sie noch immer so blond und hat sie noch immer ein so eisernes Köpfschen wie damals?“

„Wir werden an einem der nächsten Tage das Vergnügen haben, sie als Gast bei uns zu sehen,“ fiel der General ein, „da werdet Ihr Zeit genug haben, von Euren gemeinsamen Abenteuern zu plaudern.“

„Ach, das ist reizend! — Sagen Sie ihr, Vetter, daß ich mich ausnehmend darauf freue! — Aber eigentlich ist es doch komisch, daß wir uns hier so förmlich —“

„Was haben Sie, Friedrich?“ herrschte der General den eben eintretenden Diener an, und seine Stimme war ohne jeden ersichtlichen Grund mit einem Male so laut, daß sie den Schluß von Gilly's Rede völlig überdünnte.

„Seine Durchlaucht der Prinz Lamoral von Waldburg wünscht Excellenz seine Aufwartung zu machen,“ stotterte der Burtsche in großer Bestürzung. Gilly aber stieß einen kleinen Schrei der Ueberraschung aus und flüchtete hinter den großen Schreibtisch des Vaters.

„Daß ihn um Gotteswillen nicht hier herein, Papa!“ bat sie. „Ich muß mich doch erst umziehen! Wenn er mich bei zwölf Grad Wärme in diesem winterlichen Aufzuge sieht, glaubt er ja ohne Zweifel, ich habe den Verstand verloren.“

Sie hatte den zahnärztlichen Vetter offenbar vollständig vergessen, und Wolfgang war großmüthig genug, den General aus einer peinlichen Verlegenheit zu befreien.

„Ich habe also die Ehre, mich zu empfehlen!“ sagte er rasch und verließ mit einer kleinen, unbeachteten Verbeugung gegen Gilly noch vor dem Diener das Gemach.

In dem Empfangssaal, welchen er durchschreiten mußte, sah er den Gemeldeten in starrer dienstlicher Haltung stehen. In der glänzenden, ritterlichen Uniform, mit dem blinkenden Silberhelm unter dem Arm, machte der Gardekürassier trotz seiner etwas faden und verlebten Züge und des allzu zierlich aufgesetzten Schnurrärtchens eine Erscheinung, die immerhin geeignet war, blendend und bestechend auf das Herz eines jungen Mädchens zu wirken. Seine ausdruckslosen, wässrig blauen Augen glitten über die Gestalt des ihm unbekanntem Civilisten hinweg, als wäre statt desselben nur ein Schatten durch das Zimmer gewandelt, und Wolfgang sah sich nicht veranlaßt, den Mann dieser fürstlichen Unnahbarkeit zu durchbrechen.

Er hatte den Vorplatz bereits erreicht, als ihm raschen Schrittes der älteste Sohn des Hauses nacheilte.

„Wie, Du willst gehen, ohne mir auch nur die Hand zu drücken? — Ist das freundschaftlich, mein alter Junge?“

Mit einem freudigen Ausleuchten in den Zügen wandte sich Wolfgang nach ihm um; aber er zögerte geßtentlich, in die dargebotene Rechte einzuschlagen.

„Entschuldige, lieber Lothar, aber Du weißt wohl noch nicht, daß ich so tief gesunken bin, ein Zahnarzt zu werden?“

Verständnißlos sah ihm der Regierungsassessor ins Gesicht. „Nun — und —? — Ist das nicht dasselbe, als wenn Du Staatssekretär der Vereinigten Staaten geworden wärest? Hat das irgend etwas mit unserer alten Freundschaft zu schaffen?“

„Na, ganz dasselbe ist es ja vielleicht nicht; aber wenn Du wirklich findest, daß das mit unserer Freundschaft nichts zu schaffen hat, so laß Dich brüderlich umarmen, mein alter, ehrlicher Lothar!“

„Und Du rauchst noch eine Cigarre bei mir, nicht wahr? — Keine Abhaltung kann so dringend sein, daß Du mir diese erste halbe Stunde entziehen müßtest!“

Wolfgang sah auf die Uhr.

„Begnügen wir uns für diesmal mit zwanzig Minuten! Mein Schwesterchen erwartet mich, denn sie hat mir versprochen, mit mir zu speisen!“

Er folgte dem Regierungsassessor in sein auffallend einfach ausgestattetes, mit Büchern überfülltes Zimmer, und genau zwanzig Minuten später geleitete ihn Lothar bis zur Hausthür, um sich dort mit herzlichem Händedruck von ihm zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen also!“

„Auf baldiges Wiedersehen!“ fügte Lothar hinzu. „Und grüße mir Deine Schwester! Sie hat mich hoffentlich nicht in gar zu schlechtem Andenken behalten!“

Als Wolfgang auf die Straße hinaustrat, stand der Wagen des Prinzen mit den beiden feurigen Gradiger Hengsten, mit dem unbeweglichen, wie in Bronze gegossenen Kutscher auf dem Boß und dem glattrasierten Diener am Wagenschlage, noch immer vor dem Gartengitter der Villa.

„Also es bleibt dabei! — Entweder ich kann Sie heute noch bei der Revierpolizei anmelden, wie es sich gehört, oder Sie verlassen bis zum Abend die Wohnung!“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, rauschte das kleine schiefe Fräulein Engelhardt aus dem Zimmer, und man konnte das Rascheln ihres Seidenkleides vernehmen, bis sie an das Ende des finsternen Ganges gelangt war, wo ihre eigene jungfräuliche Klemente lag.

Joseph Hudey starrte ihr unbeweglich nach, den Kopf gegen die rechte Schulter geneigt und die Armpfeife seines weichen Filzhutes in den Händen zerknüllend. Die ängstliche Spannung in seinen Zügen wich allgemach einem Ausdruck milder Hoffnungslosigkeit, und er sah so verfallen und greisenhaft aus wie ein Sterbender.

„Also weiter!“ murmelte er endlich. „Weiter! — Gott weiß — wohin!“

Er fing an, das Wenige, was von seinen Habseligkeiten im Zimmer umherlag, in einen kleinen, mit grauem Segelleinen überzogenen Handkoffer zu packen. Bürsten, Kämme, ein Päckchen Leibwäsche und ein Stoß beschriebener Blätter bildeten augenscheinlich seinen ganzen Besitz, und nur auf die Unterbringung der letzteren verwendete er einige Sorgfalt. Als er fertig war, ging er zur Thür und lauschte auf den Gang hinaus. Es war ganz still, und man hörte deutlich den Schlag einer Fabrikuhr, die irgendwo in der Nähe die abgelaufene Stunde anzeigte.

„Zwölf Uhr!“ sagte Hudey vor sich hin. „Sie wird gleich herauskommen.“

Aber er mußte fast noch eine Viertelstunde lang in seiner unbequemen Stellung verharren, das Auge dicht an den schmalen Spalt der nur wenig geöffneten Thür gedrückt, ehe Marie von Brendendorf dräben aus ihrem Zimmer trat. Er rührte sich nicht und hielt sogar den Athem an, als fürchtete er, sich durch das Geräusch desselben zu verrathen. Von seinem Plaze aber wich er nicht eher, als bis er trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit den Klang ihres leichten, auf der Treppe verhallenden Schrittes nicht mehr vernehmen konnte.

„Zum letzten Male!“ murmelte er, das Haar zurückstreichend, welches ihm wirr über die Stirn gefallen war. „Ob sie es wohl bemerken wird, wenn ich nicht mehr da bin?“

Er steckte den kleinen Kofferschlüssel ein und ging, seine Habe vorläufig zurücklassend, mit den eigenthümlich lautlosen, schleichen Schritten, die ihm zur Gewohnheit geworden waren, von dannen.

Unentschlossen blieb er eine Weile an der nächsten Straßenecke stehen; dann stieg er auf das Verdeck eines vorüberfahrenden Omnibus, der ihn bis in den äußersten Nordwesten Berlins, den sogenannten Wedding, führte. Hier in der Nachbarschaft der großen Maschinenfabriken lebt eine fast ausschließlich aus Arbeitern und kleinen Handwerfern bestehende Bevölkerung; die Häuser sind zum größten Theil gewaltige, fünfstöckige Miethskasernen, und wenn die nach der Straße gelegenen Fassaden hier und da sogar den heuchlerischen Anstrich einer gewissen Fierde und Behaglichkeit

haben, so grüßt dafür aus jedem von den zahllosen Fenstern der himmelhohen Hinterhäuser die nackte Armuth in ihrer abstoßendsten Gestalt.

Hudek verließ seinen hohen Sitz und ging langsam an den Häusern des Weddingplatzes und einiger benachbarter Straßen dahin. Fast über jedem Hausthor war eine Unzahl von Zetteln befestigt, auf denen Schlafstellen für Männer oder Mädchen angeboten wurden; aber nur vereinzelt fand sich die vornehmere Ankündigung, daß in dem oder dem Stockwerk ein möblirtes Zimmer zu vermieten sei.

Wo er eine solche Ankündigung entdeckte, blieb Hudek zaudernd stehen, musterte das Haus und seine nächste Umgebung mit ängstlich mißtrauischen Blicken und schob sich, wenn ihn nicht aus schwer zu errathenden Gründen irgend eine seiner Wahrnehmungen abschreckte, rasch und scheu in den überall unver-schlossenen Thorweg hinein. Aber mit derselben müden und niedergeschlagenen Miene, mit welcher er eingetreten war, kehrte er jedesmal nach Verlauf einer sehr kurzen Zeit auf die Straße zurück. Eine unbegreifliche, räthselhafte Ursache mußte die Schuld daran tragen, daß ihm keines der angebotenen Quartiere zusagte, obwohl ihm doch große und kleine, dürstige und behagliche, wohl-feile und kostspielige gezeigt worden waren.

Der Nachmittag war weit vorgeschritten, und der Himmel, der an den Wochentagen hier überhaupt nur durch einen feinen Schleier von Dunst und Rauch zu erblicken ist, begann sich bereits mit den Schatten der Dämmerung zu verhüllen. Noch immer schlich der Suchende von Haus zu Haus; aber es stand ihm deutlich auf das blasse Gesicht geschrieben, daß er keine Hoffnung mehr auf einen Erfolg seiner Bemühungen habe. Da, an einem der ältesten, häßlichsten Häuser, dessen ursprüngliche gelbe Farbe längst unter einer dicken, seit Jahrzehnten nicht mehr entfernten Schmutzkruste verschwunden war, sesselte ein neben dem Thorweg befestigter Zettel seine Aufmerksamkeit. Es war keine von den sonst üblichen, mit großen Buchstaben bedruckten Karten, wie sie die Zimmervermieter für wenige Pfennige bei den Buchbindern erstehen können, sondern ein unregelmäßiger Fetzen schlechten grauen Papiers, auf welchem eine ungelente, zitterrige Hand geschrieben hatte:

„Drei Treppen links ist eine möblirte Stube sofort zu vermieten.“

Es war schwer zu begreifen, was gerade an dieser unortho-graphischen Anzeige für Hudek Verlockendes sein konnte. Er las sie, ging zaudernd ein paar Schritte weiter und kehrte wieder um, um den Zettel abermals und noch genauer als zuvor zu betrachten. Er studierte die steifen Schriftzüge, als könne er sich aus ihnen ein Bild der Person entwerfen, von welcher sie herrührten, und nachdem er wohl fünf Minuten im Anschauen des abgerissenen Fetzens zugebracht hatte, ging er mit größerer Entschlossenheit als bisher in das Haus, um auf der alten, ausge-tretenen Treppe, die von den schmalen Sturzenstern nur kümmer-liches Licht empfing, bis in das dritte Stockwerk emporzuklimmen.

Die Glocke, deren hölzernen Griff er in Bewegung setzte, gab nur einen heiseren, klappernden Ton, und er mußte denselben noch zweimal erklingen lassen, ehe ihm geöffnet wurde.

Ein großes, hageres, starkknochiges Weib von wenigstens siebzig Jahren stand auf der Schwelle der engen, niedrigen Küche, in welche man von der Stiege aus zuerst gelangte. Ihr weißes Haar war am Hinterkopf nachlässig in einen Knoten zusammen-gesteckt, aber einige widerspenstige Strähne hingen wie um das kaltenreiche, finster blickende Gesicht. Die Ärmel der groben Tuch-jade waren bis weit über die Ellbogen aufgestreift und ent-bloßten zwei rothe, knochige Arme, unter deren weicher Haut die Ader wie fingerdicke Stränge lagen.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie mit rauher, fast männlich tiefer Stimme, ohne dem draußen Stehenden den Eintritt frei-zugeben. „Ich habe nichts zu verkaufen.“

„Darum ist es mir auch nicht zu thun; aber wenn ich nicht irre, wollen Sie ein Zimmer vermieten.“

Die tief liegenden, dunkel umrandeten Augen der Alten besteten sich auf ihn mit einem mißtrauischen Blick.

„Ja,“ murzte sie. „Fünf Thaler monatlich!“

„Der Preis wäre mir nicht zu hoch. Darf ich die Stube sehen?“ Ohne weiter ein Wort zu sagen, ließ sie ihn eintreten und öffnete die Thür, welche aus der Küche in das Nebengemach führte. Die Wohnung bestand augenscheinlich nur aus diesen beiden Räumen.

Obgleich das Zimmer zwei Fenster hatte, ließ sich doch bei der draußen herrschenden Dämmerung nur undeutlich erkennen, wie es mit seiner Einrichtung beschaffen war. Daß dieselbe aber derjenigen in den Gemächern des Fräulein Engelhardt noch um ein Beträchtliches nachstand, unterlag trotzdem keinem Zweifel.

„Es würde für meine Ansprüche genügen,“ sagte Hudek, der sich vielleicht nur zum Schein umgesehen hatte. „Kann ich noch heute einziehen?“

Ein heftiger Hustenanfall hinderte die Alte, ihm sogleich zu antworten. Als sie wieder zu Athem gekommen war, meinte sie, ohne auf seine letzte Frage einzugehen:

„Die Miethe wird im voraus für den ganzen Monat be-zahlt. Auf Winkeltüge und Finten lasse ich mich nicht ein. Ich bin eine arme Frau, die sich für Windbeutel und faule Zahler nicht abrackern kann.“

Er nickte mit freundlicher Zustimmung, als hätte sie ihm in der höflichsten Form ihre Bedingungen mitgetheilt.

„Das ist nur natürlich! — Sie werden sich in dieser Be-ziehung über mich gewiß nicht zu beklagen haben. Aber —“

„Was aber? — Ist wohl sonst etwas nicht in Ordnung?“

„Ich warte auf meine Ausweispapiere, die mir aus der Heimath zugesandt werden sollen. Es können noch einige Tage vergehen, ehe sie eintreffen, und weil ich nicht gerne Weiltäuf-keiten mit der Polizei haben möchte, wäre es mir lieb, wenn die Anmeldung bis dahin unterbliebe.“

Die Alte ließ einige Laute vernehmen, die wie ein Lachen klangen; aber es bewegte sich dabei keine Muskel in ihrem faltigen Gesicht.

„Das kenn' ich! — Auf Ihre Papiere würd' ich wohl bis zum dreißigsten Februar warten können. Aber das ist mir gleich-gültig. Um die Polizei sähre ich mich den Teufel, und wenn Sie pünktlich bezahlen, brauchen Sie sich um das andere keine grauen Haare wachsen zu lassen. — Wann wollen Sie denn Ihre Siebenschachen bringen? Oder haben Sie keine?“

„Nur einen Handkoffer! — Mit Ihrer Erlaubniß stelle ich mich in einer Stunde wieder ein.“

Ehe er ging, legte er den Betrag von fünfzehn Mark in kleinen Silbermünzen auf den mit Wachsteinwand überzogenen Küchentisch. Die Frau zählte ihn nach und bestätigte mit einem stummen Kopfnicken den Empfang. Auf den Gruß aber, mit welchem Hudek sich entfernte, hatte sie keine Erwiderung.

Fräulein Engelhardt legte dem Auszuge ihres verdächtigen Miethers keine Schwierigkeiten in den Weg, um so weniger, als er auch hier für den ganzen Monat zahlte, obwohl er die Gast-freundschaft der kleinen schiefen Dame kaum halb so lange in Anspruch genommen hatte.

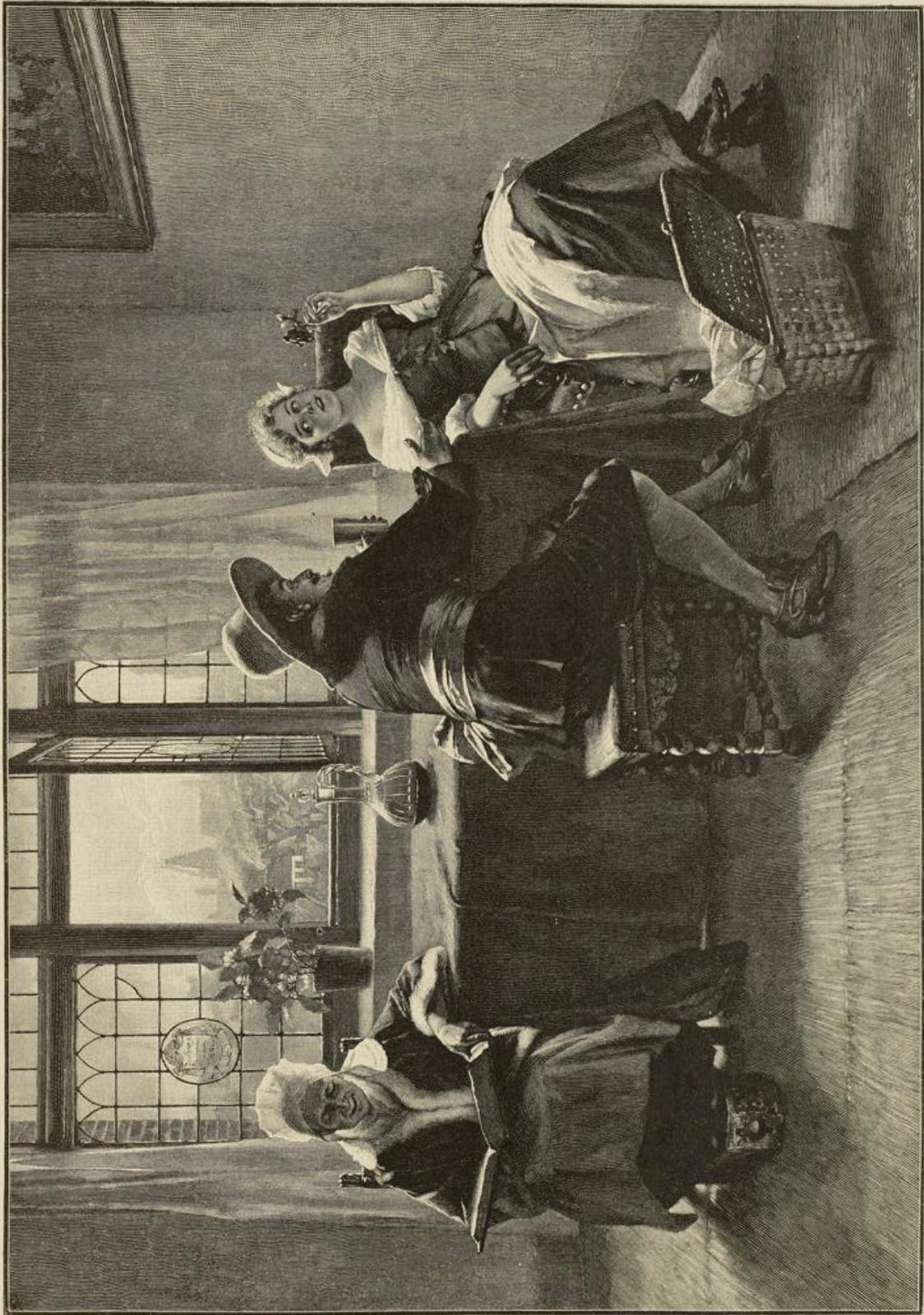
„Sie werden begreifen, daß ein alleinstehendes Mädchen sich keine Unannehmlichkeiten mit den Behörden bereiten darf,“ sagte sie wie zur Entschuldigung ihrer vorigen Schroffheit. „Es wird einer schutzlosen Dame ohnehin schwer genug gemacht, sich anständig durch die Welt zu bringen.“

Hudek mochte dies vollkommen einsehen, denn er widersprach ihr nicht; aber es schien, als hätte er noch einen Wunsch auf dem Herzen, als wollte er ihr sehr gern irgend einen Auftrag er-theilen. Stammelnd und unsicher kamen einige Worte über seine Lippen. Als ihm Fräulein Engelhardt jedoch daraufhin mit ihren kleinen, boshaften Auglein neugierig ins Gesicht sah, ver-stummte er plötzlich und machte sich wieder an seinen Habseli-keiten zu schaffen.

Es war schon längst Abend geworden, als er abermals die klappernde Glocke seiner neuen Wohnung in Bewegung setzte. Die Wirthin mußte seinen schleichenden Schritt erkannt haben, denn sie begnügte sich diesmal, ein kurzes „Herein!“ zu rufen. Als Hudek eintrat, saß sie vor ihrem Bett am Tische, die nackten Arme auf die Kante desselben gestützt und den grauen Kopf tief auf ein dickeibiges Buch herab geneigt, das sie jetzt hastig zuschlug, als wünschte sie nicht, den neugierigen Blick eines anderen auf die zerlesenen Blätter fallen zu sehen. Vor ihr brannte eine kleine, arm-felrige Küchenlampe, und der Petroleumdunst derselben vereinigte sich mit dem unangenehmen Dufte des schlechten Cichoriencaffees, der in einer gewaltigen Tasse dampfend neben dem Bude stand.

„Sie sollten die Thür nicht unvergeschlossen lassen, Frau —“

„Haberland!“ ergänzte die Alte.



Photographie von Franz Hanfstaing! Kunstverlag A.-G. in München.

Ein angesehener Schwerehöfner.
Nach einem Gemälde von M. Wolffart.

„Frau Haberland — das ist in einem solchen Hause doch wohl einigermaßen bedenklich für eine schulpflege Frau.“

Sie ließ wieder jene eigenthümlichen, höhnisch klingenden Laute vernehmen, die zwischen Grunzen und Lachen die Mitte hielten.

„Bedenklich? Warum denn bedenklich? — Zu stehen ist bei mir doch nichts! Und wenn's etwa einem Vergnügen macht, mich todzuschlagen — immer zu! Ich halte still, denn mit fünf- und siebenzig ist man schon viel zu lange auf der Welt.“

Er wollte in sein Zimmer gehen, doch ihre rauhe Stimme hielt ihn zurück.

„Heda, wie heißen Sie denn nun eigentlich?“

„Hudeg — Joseph Hudeg.“

„Auch ein sonderbarer Name! Na, Herr Hudeg, dann setzen Sie sich mal hierher! Ich möchte noch ein paar Worte mit Ihnen reden.“

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom „Roten Gespenst“.

Die Schriftsteller der Pariser Commune.

Von Wilhelm Lauer.

I.

Jedermann kennt die zahlreichen Werke der Mitglieder jener niederländischen Malerfamilie Breughel, welche mit peinlicher Sorgfalt und Treue das Bauernleben ihrer Zeit, die Vorstellungen von den Märtern in der Hölle, die Noth des Krieges und die Heimführung durch Feuersbrünste wiedergeben. Die Genauigkeit und der Fleiß, womit der einzelne alles zusammenstellte, was ihm irgend zur Vollständigkeit seines Vorwurfes zu gehören schien, hat dem einen den Namen des Bauern-Breughel, dem andern denjenigen des Höllen-Breughel eingetragen, und man spricht wohl auch von einem Kriegs- und Feuer-Breughel. Wäre nun die Zeit, in welcher diese Künstler lebten, so reich wie die unferne an Umwälzungen und Volksaufständen gewesen, so würden wir gewiß auch von einem Revolutions-Breughel zu reden haben und nach seinen Darstellungen etwa ermessen können, was bei solchen Erschütterungen des Staats- und Volkslebens als das stets Wiederkehrende und sich gleich Bleibende, was dagegen als Besonderheit, Ausnahme, seltene Eigenthümlichkeit zu betrachten wäre.

Ein in solcher Art gewiß nie wiederkehrendes Beobachtungs- und Arbeitsfeld war nun vor dem Revolutions-Breughel aufgethan, der sich in den ersten Märztagen des Jahres 1871 in die soeben von der langen Belagerung erlöste französische Hauptstadt begab und etwa seine Schritte über die Boulevards nach dem Bastilleplatz lenkte. Das „heilige Paris“, dessen unbeflegbares Heldenthum Viktor Hugo vor kurzem noch so herrlich besungen hatte, bot da einen höchst unheiligen Anblick. Kaum hatten sich die Thore der Stadt geöffnet, so strömten ganze Bänder hinaus, um alles bewegliche Gut in den Landhäusern an der Seine und Marne zu stehlen und fliegende Märkte mit solchen Waren der Straße entlang zu errichten: die seltsamste Beleuchtung des Märchens von der Raubucht der deutschen Sieger.

Tausende und abertausende von Müßiggängern und Bettlern, taub für den Ruf der Geschäftsleute, welche ihre Gewölbe wieder einrichteten und die Arbeit wieder aufnehmen wollten, lungerten herum, unterhielten sich mit dem bei den pariser Gassenjungen beliebten Stöpselspiel, belagerten die Schnapsbuden oder schliefen auf den Bänken, auch wohl einfach am Boden liegend, ihren Rausch aus.

Hier rückte, die Marseillaise brüllend, eine Schar der sogenannten Seinemoblots heran. Sie sollten jetzt ihre Gewehre abliefern. Das kümmerte die Tapfern freilich nicht so sehr; aber sie stießen wilde Verwünschungen gegen die Regierung des Herrn Thiers aus, welche ihnen den Tagelohn von anderthalb Franken kündigte, dem sie während der Kriegszeit ein so bequemes Nichtsthun verdankt hatten. Dort erschienen in phantastischen Aufzügen, mit Todtenkopfkäppi, im rothen Garibaldiner Hemd, mit buntsfarbigen Federbüschen, in seltsam verschmürten Röcken, die mannigfaltigsten Waffen schleppend, jene hundertenartigen Freischärler. Sie waren vom Lande, das sie während des Krieges unsicher machten, hereingekommen, um nun mit den Nationalgardisten von Montmartre und Belleville, die man während der Belagerung von Paris nie hatte vor den Feind bringen können, über die Feiglinge und Verräther zu schimpfen, die Frankreich durch die Uebergabe entehrt hätten und jetzt einer monarchischen Reaktion ausliefern wollten. Dazwischen bewegten sich Abtheilungen meist betrunkenen Soldaten aller Waffengattungen, die mit dem Volk aus den Vorstädten Bruderschaft machten; feierliche Züge von Nationalgardisten, die Trommler, Hornisten und feste Marktenberinnen voran, zu der seit dem 24. Februar, dem Jahrestage der „Februarrevolution“, mit Immortellenkränzen und rothen Fahnen geschmückten Bastille säule Wallfahrtheten, um neue

Kränze daselbst niederzulegen, zu tanzen, Musik zu machen und die Redner anzuhören, die das Volk vor den Anschlägen der Verschwörer gegen die Republik in Versailles warnten und dasselbe aufforderten, die Steuern zu verweigern und die Gewehre bereit zu halten.

Noch sah man zwar hier und dort rothe Mauerausschläge, welche die „Fortsetzung des Krieges“ und den „Widerstand aufs äußerste“ verlangten. Aber jetzt blieb es schon mehr den vornehmen Boulevardsblättern und den Theatern überlassen, den Haß gegen die Deutschen weiter zu unterhalten. Die von den Helden von Belleville und Montmartre angeblich vor den Deutschen auf ihre Höhen hinaufgeretteten Kanonen drohten jetzt schon auf die Stadt selbst herab. Ein Mauerausschlag der sogenannten „Internationalen“ erklärte, jeder Angriff gegen die Preußen würde das Volk den Monarchisten ausliefern. Und über Nacht war die allgemeine Lösung verändert, sie hieß jetzt: „Es lebe die Republik.“ Eine Lösung unter den obwaltenden Umständen von um so gefährlicherer Kraft, als außer dem arbeitsscheuen Gesindel und den berufsmäßigen Revolutionären, welche die Straßen beherrschten, auch viele Bessergesinnte von Mißtrauen gegen die Regierung und Kammer, die den Sitz in Versailles demjenigen in Paris vorzogen, erfüllt waren. Man mißbilligte das Weiterregieren der Herren E. Picard, J. Simon, J. Favre, die das ganze Volk durch ihre Versprechungen so schwer getäuscht hatten, und sah viel mehr bösen Willen als bloß Schwäche und Unverstand darin, daß man den volksaufwühlenden Fasching auf den Straßen und Plätzen unbehelligt ließ, aber dafür alle radikalen Blätter unterdrückte und durch die Verfüzung, es sollten jetzt mit einem Male die sämtlichen seit dem Beginne der Belagerung von Paris fälligen Mietzins und Wechsel bezahlt werden, Hunderttausende ins Lager der Unzufriedenen trieb.

Jeder Mißgriff, jede Schwäche der Regierung aber, die Verstimmung und Entmuthigung der ruhigen Bürger, die Noth der Geschäftsleute, das Mißtrauen der überzeugten Republikaner, das beleidigte Ehrgefühl der Pariser, das Zusammenströmen von Heeren verwöhnter Müßiggänger, fremder und einheimischer Abenteuerer und zuchtloser Soldaten, der Untergang jedes Ansehens der Machthaber und die Ermattung des ganzen Volkes nach dem Kriege, alles dies mochte den aufmerksamen Beobachter wohl den Sieg voraussahen lassen, welcher der Commune in Paris am 18. März in den Schoß fiel.

Alle Umstände wirkten zusammen, das Gelingen der grauenhaftesten und wahnwitzigsten Revolution, welche die Welt jemals gesehen hat, erklärlich zu machen. Zielbewußt und geschickt hatten jene Umsturz männer sich vorbereitet, welche nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs am 4. September beim Wettbewerb um die Regierungsmacht zu kurz gekommen waren. Wie die Republikaner das Unglück von Sedan sich zu nutze gemacht und für ihre Parteizwecke verwerthet hatten, so hatten sie mit der Uebergabe von Metz gethan: sie zogen am 31. Oktober vor das Stadthaus und verlangten die Einsetzung der revolutionären Commune. Sie hatten nach der Niederlage von Buzanval am 22. Januar einen blutigen Putsch angezettelt und endlich nach der Uebergabe der Hauptstadt den „Centralausschuß der republikanischen Verbrüderung der Nationalgarde“ gebildet, um vor aller Augen sämtliche ordnungsfeindlichen Kräfte um sich zu sammeln.

Aber wenn der Revolutions-Breughel auch alle diese Züge in seinem Gemälde vereinigt hätte, so würde ihm doch ein wesentlicher fehlen — über dem Beginne, der Dauer und dem jammervollen Ende dieses Aufstandes, über seiner Planlosigkeit, seinen

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Verirrungen, Ausschreitungen und Greuelthaten würde manches ungelöste Räthsel schweben, wenn nicht neben allen andern bestimmenden und bewegenden Kräften vorzugsweise auch die Schriftsteller der Kommune ins Auge gefaßt und nach ihrem eigenthümlichen Wirken gekennzeichnet würden.

Zwar die Erwartung erwies sich sehr bald als trügerisch, daß von dieser Seite die Kommune, die sich mit einem Male im Besitze der Gewalt sah, eine bestimmte Lösung, eine sichere Richtung, geistigen und sittlichen Gehalt empfangen werde. Denn die nämliche Verwirrung und Gedankenarmuth, welche die neuen Gewalthaber im Stadthause von einer Begriffsbestimmung der Kommune zur andern taumeln ließ, herrschte auch unter den Schriftstellern, die damals die Stimmführer der öffentlichen Meinung sein sollten. Und außerdem war die Zahl derjenigen Schriftsteller äußerst gering, welche es überhaupt ehrlich mit der Kommune meinten und mit vollem Herzen zu derselben standen. Der ehrlichsten einer war jedenfalls jener G. Florens, dessen Name seit Jahresfrist bei jedem Aufstande genannt worden war und der als das Urbild jener unter den Studenten des Lateinerviertels aufgewachsenen Volksbeglüber gelten kam, die alle Völker ohne weiteres als unterdrückte Brüder, alle Fürsten als Tyrannen, die ganze Politik lebighlich als eine Sache des Pulvers und der Barrikaden betrachteten. Florens hatte die tollsten Abenteuer in Polen und bei dem Aufstande der Kreter gegen die Türken mitgemacht, von den dankbaren Athenern einen Ehrenrevolver zurückgebracht, und genoss jetzt unter dem vorstädtischen Volke von Paris das Ansehen eines Heilandes und Helden. Seine politische Zurechnungsfähigkeit aber konnte man nach einem Soeben von ihm veröffentlichten Werk „Das freie Paris“ ermesen, wo er ganz unbefangenen erzählte, er habe nach dem Beginne des deutsch-französischen Krieges den Plan gehabt, nach Griechenland zu reisen, Athen aufzuwiegeln, den dortigen König zu verjagen, die Kreter zu befreien, mit ihnen nach Marseille zu schiffen, Marseille gleichfalls aufzuwiegeln, mit dem ganzen Süden Frankreichs zum Entsatze von Paris zu eilen, die Arbeiter von Berlin, Wien und London zum Barrikadenbau, die Spanier zur Vertreibung Frim's, Garibaldi zur Befreiung Roms aufzufordern, die Preußen über den Rhein hinüber der Revolution im eigenen Land in den Rücken zu jagen und in Paris endlich die Verräther Trochu, Bazaine und Ducrot abzusagen! So unsinnig dies ist, Florens war der Mann, daran zu glauben. Und was kümmerte er sich jetzt darum, daß man sich im Stadthause den Kopf über unmögliche Aufgaben zerbrach? „Rache“ war die einfache Lösung, die er ausgab, „Rache an den Verräthern, die das Volk an einen neuen Monarchen verkaufen wollten!“ Damit zog er am 3. April zum Kampfe gegen Versailles aus und fiel, tapfer fechtend, an der Spitze seiner Legion.

In demselben Gefechte wurde von den Versaillesern ein Mann gefangen genommen, der ein ebenso begeisterter Volksfreund wie Florens, aber in allem übrigen dessen ausgesprochenes Widerspiel war: Elisee Reclus, damals schon bekannt durch treffliche Reisebücher, heute anerkannt als der bedeutendste Geograph Frankreichs. Eine Natur von idealer Keinheit, hatte er aus lauterster Menschenliebe schon in der Mitte der sechziger Jahre sich ganz der sittlichen und geistigen Hebung des Arbeiterstandes und insbesondere der Einführung des Genossenschaftswesens gewidmet, von dem man damals alles Heil erwartete; und ich hatte ihn wie seinen gleichgesimmten Bruder Elie, der erst kürzlich wieder ein sehr lehrreiches Werk über „Die Urnenmenschen“ herausgegeben, in so mancher Arbeiterversammlung unter dem Kaiserreiche getroffen und schätzen gelernt. Enttäuschungen mancherlei Art, namentlich auch die Wahrnehmung, daß frühere politische Freunde wie Picard und Simon ihren schönsten Worten niemals Thaten folgen ließen, hatten diese beiden edlen Schwärmer den Umsturzmannern immer näher gerückt. Beiden schien nun mit dem 18. März das Morgenroth einer neuen Weltordnung zu leuchten; und als das Zeichen zu jenem unglücklichen Ausfalle nach Versailles gegeben wurde, hielt es der schwächliche und kurz-sichtige Elisee, der nie ein Gewehr getragen hatte, wie sein Bruder Elie für Pflicht, mitzumarschiren. Wie durch ein Wunder dem Tod entronnen, aber durch die grauame Behandlung während der Ueberbringung nach den Gefängnißschiffen in Brest dem Wahnsinn nahe gebracht, hatte er sich kaum wieder etwas erholt, als er sich neuerdings ganz und gar der Aufrichtung und Belehrung seiner Mitgefangenen widmete. Das Anerkennen der Gnade seitens

der Regierung, wenn er verspreche, nicht mehr die Waffen gegen dieselbe zu tragen, wies er stolz zurück; und es blieb der französischen Akademie vorbehalten, später dem berühmten Schriftsteller und Gelehrten die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath zu erwirken. Vielleicht fühlte sich Elie durch das Schicksal dieses seines Bruders nun doppelt verpflichtet, bei der Kommune auszuharren.

Im übrigen wollte er es, nachdem diese schon anderthalb Monate geherrscht hatte, mir gegenüber nicht Wort haben, daß nicht alles ganz gut gehe. Er billigte es sogar vollständig, daß er selbst und seine Freunde aus dem Bürgerstande von allen höheren Aemtern ausgeschlossen seien, und er fand auch die Verwaltung unter den unerfahrenen Keulingen gar nicht so übel. Meinem Einwand aber, daß die Kommune ja keine einzige der von ihr angekündigten sozialen Reformen ernstlich ausführe, begegnete er mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit, alle Kraft jetzt nur dem Kampfe zuzuwenden.

Das letzte Mal sah ich ihn bei der Zerstörung der Vendôme-säule. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu fragen, ob er als Mann der Wissenschaft und Freund der Geschichte und der Kunst auch eine solche Zerstörungswuth gegen vaterländische Denkmäler billigen könne. „Allerdings,“ erwiderte mir der unverbesserliche Schwärmer, „denn das schönste Denkmal für unser Volk bleibt doch die Erklärung des Amtsblattes der Kommune, daß wir fortan geschieden sind vom Militarismus, dieser blutigen Verleugnung aller Menschenrechte, und daß es eine Pflicht gewesen ist, dieses Sinnbild des Despotismus zu vernichten.“ Uebrigens konnte Elie Reclus der Wissenschaft noch unschätzbare Dienste leisten, da er, zum Vorstand der weltberühmten Nationalbibliothek ernannt, den unverehämten Diebstählen, die seit dem Beginne der Kommune dort begangen wurden, ein Ende machte und schließlich die ihm anvertrauten Schätze mit Lebensgefahr vor den Brandstiftern der Kommune rettete. So erfüllte es mich denn mit großer Freude, als mir noch während des Brandes von Paris die Gewißheit wurde, daß es einigen Freunden gelungen sei, Elie Reclus an einem sicheren Orte vor der Erschießung oder Gefangenschaft zu bewahren.

Ein wahrhaft tragisches Geschick vollzog sich dagegen an dem Schriftsteller August Vermorel, dem einzigen sozialistischen Denker, den die Kommune unter den Jüngern zählte. Vermorel war wie die beiden Reclus immerdar ein echter Freund der Freiheit und unerschrockener Anwalt des Volksrechtes, aber zum Unterschiede von jenen beiden sanftern Geleiertenaturen stets ein Mann rücksichtslosen Kampfes gewesen. Nachdem er bis zur zweiten Hälfte der sechziger Jahre als Mitarbeiter der „Presse“, „Liberté“ und des „Courrier Français“ in den ersten Reihen der Gegner des Kaiserreiches gekämpft und sich zahlreiche Gefängnißstrafen und den Verlust seines Vermögens zugezogen hatte, wurde er von Kochfort einmal in offener Sitzung des Gesetzgebenden Körpers als „Spion des Kaiserreiches“ verleumdet, bloß weil er in mehreren Flugchriften dessen damalige Parteigenossen Picard, Simon und Faure als falsche Volksfreunde zu entlarven versucht hatte. Am 4. September vom Volk aus dem Gefängniß befreit, besann sich Vermorel keinen Augenblick, diese Herren, die er jetzt als Regierende vorfinden mußte, mit erneuter Heftigkeit anzugreifen, und dieselben wußten sich seiner nicht anders zu entledigen, als indem sie ihn nach dem Aufstande vom 31. October bis zum Ende der Belagerung von Paris in Untersuchungshaft steckten. In dieser unfreiwilligen Muße verfaßte er sein Buch „Die sozialistische Partei“. Aus diesem Werke nun tritt deutlich seine Ueberzeugung hervor, daß es unmöglich sei, das soziale Ideal durch eine plötzliche Volkshebung zu verwirklichen. Auch sah Vermorel so klar als irgend ein anderer ein, daß, als ihn die Urheber des Aufstandes vom 18. März in die Kommune heranzogen, dies nur geschah, um dieser den sich zunächst anbietenden Deckmantel des Sozialismus umzuhängen. Wie mochte er aber damals seinen Verurtheilten Arthur Ranc beneiden, der sich gleich wieder zurückziehen konnte, als er erkannt hatte, welches Schicksal jetzt im Stadthause seinen Sitz aufgeschlagen hatte!

Das Urtheil A. Ranc's, „die ganze Kommune zähle nicht mehr als zwei oder drei Sozialisten, verständige, ehrbare, unterrichtete Männer mit einem Schimmer von Staatsvernunft, die übrigen gehören sämmtlich der Hefe des Volkes an, sie seien unwissend, unerfahren, ungezogen, ohne politisches Denkvermögen und sie klammern sich als gedanklose Emporkömmlinge an die Macht an“: dieses Urtheil war auch dasjenige Vermorel's. Aber

auf ihm lastete eben noch Rocheforts schände Verdächtigung, die jetzt sein Gegner Felix Pyat in der Kommune zu wiederholen wagte; und so glaubte er, von der Kommune, so aussichtslos sie ihm von Anbeginn schien, sich nicht loszugesagen zu dürfen. Er bewies seine Hingebung, indem er in den ersten Kämpfen gegen die Versailler mitfocht, gegenüber der Kommune selbst aber seine Unerblichkeit, indem er öffentlich fort und fort eine friedliche Lösung befürwortete, in den Sitzungen auf dem Stadthaus alle Ungehelichkeiten und insbesondere die von dem blutdürstigen Pyat vorgeschlagenen Schreckensmaßregeln und die Verfolgungen andersdenkender Schriftsteller bekämpfte. In den letzten Tagen der Kommune wurde Vermorel bald hier bald dort unter den Verteidigern der am meisten bedrohten Barrikaden gesehen; es war, als ob er den Tod herausfordern wollte. Immer enger schloß sich der eiserne Ring um die Kämpfer. Zuletzt blieb ihnen nur noch der hochgelegene Friedhof Père-Lachaise. Hier hatte denn Vermorel noch ein letztes Mal inmitten der verzweifeltsten Kommunarden Stand gefaßt. Nochmals entsandten ihre Kanonen Zerstörung auf die von allen Seiten brennende Stadt hinab. Die Granaten der Versailler rissen fort und fort klaffende Lücken in die auf dem Leichenselde dicht zusammengedrängten Scharen und zerschmetterten die Grabdenkmäler, hinter denen sie sich bergen wollten. Immer näher rückte von unten Gewehrfeuer und Kampfgeschrei. Da brachte man vor Vermorel die Leiche seines Freundes, des Polen Dombrowski, des früheren Befehlshabers der Kommune. Und nun ergriff er an der Bahre dieses Mannes nochmals das Wort, um mit von Jörn und Schmerz erfüllt, vom Donner der Geschütze überdönter Stimme die Kommune als eine Bande von Trunkenbolden und Feiglingen, die diesen ihren Führer zuerst des Verraths beschuldigt und ihn dann im Angesicht des Feindes verlassen hätten, anzuklagen und das Andenken dieses Fremden zu preisen, der begeisterungsvoll und treu der Sache eines undankbaren Volkes gedient. Auf den Tod verwundet, wurde Vermorel wenige Augenblicke darauf gefangen genommen.

Es wäre ungerecht, mit völligem Stillschweigen den Schriftleiter des Amtsblattes der Kommune zu übergehen, Ch. Longuet, ein bemerktes Haupt von zwanzig Semestern aus dem Lateinerviertel. Derselbe galt wie Vermorel als guter Kenner der sozialen Fragen, insbesondere auch der Proudhonschen Philosophie, und er bekämpfte bis zuletzt an Vermorels Seite die besonders unsinnigen Maßnahmen der Kommune. Leider war seine Willenskraft und Arbeitslust nicht auf der Höhe seines Wissens und der Begabung, die er früher als Mitarbeiter verschiedener Blätter an den Tag gelegt hatte. Mühte er doch gelegentlich selber eingestehen, daß er das von ihm geleitete Blatt nicht einmal gelesen habe. Und wie waren gleich in den ersten Tagen der Kommune die Leser überrascht, als sie an hervorragender Stelle des Amtsblattes statt Enthüllungen über die neueste Politik der Machthaber eine Abhandlung über — Schweden und Norwegen fanden, die der bequeme Longuet einfach aus dem stehen gebliebenen Sage des Amtsblattes der früheren Regierung herüber genommen hatte!

Wahrscheinlich mehr aus Bequemlichkeit als mit Ueberlegung hatte er gleich in den ersten Tagen seinem Studienfreund Bailliant gestattet, eine lange Abhandlung im Amtsblatte zu veröffentlichen, in welcher dargelegt werden sollte, die menschliche Gesellschaft habe gegen die Fürsten nur eine Pflicht, den Mord. Da dies denn doch manchen Lesern damals noch etwas zu stark erschien, so ergab sich für Longuet die verdrießliche Nothwendigkeit, selbst zur Feder zu greifen und nachträglich zu erklären, jener Aufsatz habe nur die Meinung eines einzelnen wiedergegeben, die übrigens sehr wohl aufrecht zu erhalten sei und im ganzen Alterthum, aber auch bei neueren Staatsphilosophen Geltung gehabt habe.

Was aber jenen Baillant betrifft, so blieb zwar sein Aufsatz über den Fürstenmord die einzige schriftstellerische Leistung seines ganzen Lebens, der Mann ist jedoch nebst seinem unzertrennlichen Begleiter Aristide Rey, mit welchem er außer Paris auch die Hochschulen Heidelberg, Tübingen und Wien besucht hatte, eine für unsern Revolutions-Brengel unbedingt ins Auge zu fassende Erscheinung. Die beiden hatten sich aus den wilden nihilistischen Gedanken des Russen Bakunin, aus mißverstandenen Proudhonschen Lehren und aus Erinnerungen der ersten Revolution eine Art Weltanschauung zusammen gebraut, die im wesentlichen darauf hinaus lief, alles, was als Staat, Kirche, Gesellschaft, Ehe und Eigenthum bestehe, sei krank und unnatürlich, und die Menschheit müsse

dadurch, daß man alles zerstöre, was an die Vergangenheit erinnere, Throne, Kirchen, Denkmäler, Kunstwerke und Bücher, kurz dadurch erlöst werden, daß man ein allgemeines Chaos herstelle, aus dem sich neue, gesunde Einrichtungen herausbilden würden. So war denn Rey auch keineswegs mit der Lösung zufrieden, die Kommune müsse siegen, oder Paris aufhören zu bestehen; er meinte im Gegentheil, wenn die Kommune siege, dann gerade müsse Paris zerstört werden.

Bei beiden Aposteln der Zerstörung war übrigens der eigene Wille zum Leben hinreichend ausgebildet. Baillant entfloß daher im rechten Augenblicke noch durch die deutschen Linien, während sich diejenigen, die seinen Lehren gehorcht hatten, niederschließen ließen. Von Rey werden wir noch später hören.

Der nämliche Geist der Zerstörung wie in diesen beiden verbummelten Studenten wohnte auch in dem Schriftsteller Jules Ballès, dem Verfasser des merkwürdigen Buches „Die Stellungen-Flüchtlinge“. Hier werden in ergreifendster Weise die Enttäuschungen und das Elend der vielen Unbekannten geschildert, die aus den Hörsälen in das Leben treten und nun erkennen müssen, daß ihre Begabung nicht ausreichte, ihnen Brot, geschweige denn Ruhm zu erwerben, und die sich nun, mit sich selbst und der Welt zerfallen, in unfruchtbaren Anlagen gegen die Menschen, die Gesellschaft und den Staat erschöpfen. Es ist der tiefste Bruchston der Ueberzeugung, den man hier vernimmt, und man fühlt unwillkürlich, der Verfasser habe hier die Beichte seines eigenen Lebens niedergelegt. Lange Jahre hatte Ballès gekammert, unter dem Druke des Kaiserreichs könne der Geist seine Schwingen nicht entfalten; nun war dieser aber flügelarm geblieben, auch nachdem die Freiheit gekommen war; und die Pariser Leser zogen immer noch einen angenehmen Blanderer wie Albert Wolff dem mürrischen J. Ballès vor. Das Gefühl dieser seiner Ohnmacht und des Reides auf seine glücklicheren Genossen verwannte sich jetzt mehr und mehr in Haß gegen alles, was die Menschen sonst achteten, gegen die großen Geister der Vergangenheit, einen Homer, Dante und Molière, denen er zuruft: „Schweig, ihr alten Pedanten! Nieder mit den Todten!“; gegen die Kunst: „Schlagt allen Standbildern die Nasen ab, zerschneidet alle Gemälde in den Museen!“; und gegen Religion und Wissenschaft. Schließlich entdeckte Ballès, 1869, sein sozialistisches Herz und er bewarb sich, allerdings wieder erfolglos, bei den Arbeitern der Vorstadt St. Antoine um einen Abgeordnetenposten. Seine wüthenden Aufrufpredigten im „Cri du peuple“ ließen ihn endlich der Aufnahme in die Kommune würdig erscheinen, und seine Verachtung gegen Kunst und Wissenschaft empfahl ihn von selbst zur Uebernahme der — Unterrichtsangelegenheiten. Uebrigens muß ihm zur Ehre nachgesagt werden, daß er es stets mit der verhältnismäßig zurechnungsfähigeren Minderheit hielt und gelegentlich gegen allzu gelle Gesetzverlegungen, gegen das Lügensystem, durch welches man das Volk täufte, und gegen die Liederlichkeit Einspruch erhob, zu deren Sitz man die öffentlichen Gefängnisse gemacht hatte.

In letzterer Beziehung hatte sein Schüler und früherer Mitarbeiter, Gustav Maroteau, schon ein weiteres Herz. Auch er verlangte in seiner Schrift „Männer und Drahtwuppen“, mit Ballès übereinstimmend, man müsse das Unterrichtswesen umstürzen und mit einem Strich alle Erinnerungen des Alterthums auflösen: „Kommt alle, Dichter oder Maler, Gelehrte oder Schriftsteller; schlagt drein, beißt, zertrümmert, seid grausam oder ungerecht . . . was liegt daran, wenn nur der Zweck erreicht wird.“ Aber im Unterschiede von Ballès erhebt er die Liederlichkeit geradezu auf die Höhe eines Staatsgrundsatzes, indem er ausruft: „Ein Volk, das liederlich wird, ist in Wahrheit seiner Rettung sehr nahe. Es wird sich nach und nach von allen Vorurtheilen befreien, die man ihm auferlegt hat, und es wird durch die Verderbtheit zur Einsicht gelangen. Das Knallen der Champagnerpfropfe gewöhnt das Ohr an das Knallen der Pistolenschüsse. Man köpft die Flaschen den Philistern unter der Nase. Eine betrunzene Dirne wird plötzlich mit ihrem Fuße dem Jahrhundert seine Schlafmütze herabstoßen.“ Politik war eigentlich nie die Sache Maroteaus gewesen, ja er sagte noch später freimüthig, dieselbe sei ihm im Grunde langweilig und verhaßt. Allein da seine Romane und Gedichte nicht einschlugen wollten, so gründete auch er, um schneller ans Ziel seines Ehrgeizes zu gelangen, ein eigenes Blatt: „La Montagne“, in welchem er durch unerhörte Nothheit seinen Lehrer Ballès und selbst den Marat der großen Revolution zu übertrumpfen suchte.

Bilder aus dem Landsknechtsleben.

Von H. Bauer. Mit Zeichnungen von Peter Schnorr.

II.

Blüthe und Verfall. — Karl v. Bourbon und Georg von Frundsberg.



Sänger als ein Jahrhundert lag die Entscheidung fast aller Kriege Europas in den Händen der deutschen Landsknechte. Nicht nur auf dem blutgetränkten, Heere verchlüngenden Boden Italiens fochten sie für des römischen Reiches deutscher Nation Ehre und Macht, mitunter auch gegen beide; nein: das damals schon sich innerlich mehr und mehr löckernde Staatengefüge verschwendete seine unererschöpflich scheinende kriegerische Kraft, welche Maximilian lebendig gemacht hatte, an fremde Interessen und Strebungen, wenn diese Kraft nicht gar, von Soldgier verleitet, gegen ihr Vaterland sich kehrte. Wenn deutsche Landsknechte Ungarn eroberten und gegen die Türken vertheidigten, so setzten sie, freilich ohne sich dessen immer bewußt zu sein, ihr Leben für die europäische Civilisation, für des Reiches Ostmarken ein. Aber schon gegen das Ende der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts finden wir im Lager Frankreichs vor dem tapfer durch deutsche Landsknechte vertheidigten Neapel deutsche Handwerksgenossen derselben, welche unter dem Lilienbanner ihr Blut wider den deutschen Kaiser vergossen. Deutsche Landsknechte waren es, welche dem Moskowiter Jwan IV. oder dem Schrecklichen es ermöglichten, gegen die Polen das Feld zu halten, welche Schweden der Union unterwarfen, in England gegen die Sache der Yorks mit seltsamem Feuerifer kämpften, welche endlich der französischen Krone lange die Bretagne streitig machten und unter Frankreichs Königen ebenso tapfer als ruhmlos die Waffen führten; ruhmlos, da die Fremde geflistentlich ihre braven Thaten todtschwieg, Verräther am Vaterland, aber treu bis zur Aufopferung dem fremden Soldherrn. Wohl suchten Frankreichs Könige die deutschen Soldner überflüssig zu machen, indem sie unternehmende französische Ritter veranlaßten, aus französischem Volke ähnliche Scharen zu bilden, ein Versuch, bei welchem namentlich jener von Schiller in der Ballade „Der Handschuh“ besungene Ritter M. Delorges eifrig mitwirkte. Es blieb indessen bei dem Versuche. Die „unererschöpfliche Mutter der Soldaten“ hieß den Völkern Europas damals unser Vaterland.

Leicht wäre es nun, wollten wir ein verschönerndes Bild deutschen Kriegswesens im 16. Jahrhundert entwerfen, dem Stande der frommen Landsknechte einen Ruhmeskranz strahlenden Heldenthums zu flechten. Denn der Raum dieser gedrängten Skizze würde nicht ausreichen, um nur in größter Kürze alle diejenigen Kriegsthaten zu schildern, durch welche die Soldläufer, über sich selbst sich erhebend, des Lobes echten Ritterthums sich werth gemacht haben. Wollten wir das Landsknechtsthum in seiner schönsten, idealsten Entwicklung zeigen, wir bräuchten bloß jenen „königlichen“ Krieg um Pavia zu schildern, so genannt, weil Franz I.

von Frankreich mit dem Könige von Navarra und anderen königlichen Helden in der dortigen Entscheidungsschlacht kämpfte.

Die Schlacht von Pavia am dem denkwürdigen 24. Februar 1525 würde ja auch sonst für die Kennzeichnung des damaligen Kriegswesens sich besonders eignen, weil in ihr das alte, romantische Ritterthum noch einmal in unmittelbaren Wettstreit seiner persönlichen Tapferkeit mit den Massen namenloser Fußknechte trat, in einen Wettstreit, welcher in beiderlei Hinsicht, ob nun die Landsknechte als Gegner oder als die Mitsreiter jener Harnischreiter auftraten, zum Nachtheile der letzteren ausfiel. Es möge hier nur ein Begebniß angeführt sein.

Als die Kaiserlichen in den unmauerten Thiergarten von Pavia eindrangen, geriethen zuerst ihre deutschen und spanischen Ritter mit den französischen aneinander. Die französischen Ritter, die sich in der Uebermacht befanden, brachten ihre Gegner in hartes Gedränge. Der kaiserliche Feldherr Marchese di Pescara merkte die Noth. Schon sein Aufzug kennzeichnet ihn im Gegensatz zu der in bunt gestickten Sammetröcken, vergoldeten Stahlrüstungen auf gepanzerten, wunderbar gepuhten, schweren Hengsten streitenden Ritterchaft als Vertreter des neuen Kriegswesens. Auf leichtem Pferde, in Landsknechtstracht, den Spieß in der Hand, steigt er zu den spanischen „Arcabuceros“, den ständigen Gefährten der im kaiserlichen Dienste südlich der Alpen streitenden Landsknechte, und giebt einem Hauptmann einen kurzen Befehl. Auf dessen Wink springen einige hundert mit langen Luntensinten bewaffnete Pyrenäenschützen aus dem Haufen hervor, umgehen im Laufe von hinten die französischen Ritter und senden, mit besonderer Kunst rasch feuernd, einen Stahl und Eisen durchschmetternden Kugeltregen auf Mann und Roß. Besürzt sehen die Eisenreiter einen der Kampfgefährten nach dem andern von unsichtbarer Gewalt dahingerafft. Sie stützen, wenden sich, vertheilen sich in kleinere Gruppen und werfen sich auf die ledernen Schützen. Aber diese Gebirgsfinder sind behender als die schwergepanzerten Hengste; wie leichtes Gewölk theilen sie sich vor den Anspirenden, fassen sie wieder in Flanke und Rücken, die Wuttschäumenden zur Verzweiflung bringend. Da sank der Adel Frankreichs vor den Kugeln gering geachteter Fußknechte von den hohen Rössen sieglos in den Staub, und die unter dem Schutze des verheerenden Schnellfeuers (nach damaligen Begriffen) wieder gesammelten kaiserlichen Ritter vollendeten dann die Niederlage. Den entscheidenden Schlag aber führten die deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsbergs Führung, indem sie die „Schwarze Schar“ erschlugen und die Schweizer in den Tessin sprengten, dessen Wasser von deren Blute sich röthete.

Wehr noch als diese Thaten verdiente die Ausdauer der von Franz in Pavia eingeschlossenen deutschen Landsknechte gerühmt zu werden, welche weder durch die äußerste Hungersnoth, noch durch des Feindes Lodungen, obgleich sie fast gänzlich ohne Sold blieben, von ihrem Eide abgebracht werden konnten, die Stadt bis zum Entfuge zu halten.

Wir könnten ausführlicher noch die kindliche Frömmigkeit der Landsknechte schildern, die nicht ganz umsonst die „frommen“ genannt wurden; es genügt der Hinweis auf ihren Brauch, vor jedem Sturm oder zu bestehenden Angriffe auf die Kniee zu fallen und ein geistlich Lied zu singen. Auch vor dem Aufstehen vom Gebet drei handvoll Erde nach uralter Sitte rückwärts über das Haupt zu werfen, versäumte keiner der Todgeweihten. Die Welschen begriffen solches Thun nicht, und selbst Paul Jovius meint einmal, die Deutschen hätten sich wohl aus Furcht vor den Kanonenkugeln niedergeworfen!

Wir könnten endlich eine Reihe von Winkfriedsthaten erwähnen, denn solche Aufopferung des einzelnen findet sich in der Zeit der enggeschlossenen, mit langen Spießen bewehrten Schlachthaufen wiederholt, wenn des Vaterlandes Noth oder die kriegerisch-nationale Eifersucht die Gemüther mehr als gewöhnlich erregte. In der Schlacht bei Ravenna, 1512, opferte sich so, um in den „Jagel“ der Spanier Bresche zu legen, der stark: Hauptmann Fabian von Schlabendorf, ein Sachse.

Lassen wir uns hieran genügen! Ein der durchschnittlichen Wirklichkeit näher kommendes Bild bietet ein anderer Feldzug: der des kaiserlichen Heeres in den Jahren 1526 und 1527 gegen Rom; er zeigt uns das Landsknechtswesen in jener Entwicklung, die es nehmen mußte; war es doch, aus dem Verfall der mittelalterlichen Auffassung des Kriegsdienstes als einer an Leben geknüpften Ehrenpflicht entstanden, eine gegen Sold geübte handwerksmäßige Waffenleistung geworden. Zugleich aber wirkten gerade in dem eben erwähnten Feldzuge doch auch Antriebe höherer, mehr idealer Art auf die rauhen Gesellen ein, die unser Interesse für sie doch immer wieder beleben, wenn wir uns eben vielleicht, empört über barbarische Ausschreitungen, von ihnen wenden wollen. Und endlich finden der volksthümlichste aller Landsknechtsführer, der wacker, ehrenfeste Georg von Frundsberg, und der glänzendste derselben, der durch seine fürstliche Herkunft wie durch sein schweres Geschick und seine Schuld dreifach anziehende Karl von Bourbon, während desselben ihr tragisches Ende.

Franz I. von Frankreich, 1525 bei Pavia gefangen genommen, hatte, im Frühjahr 1526 wieder freigelassen, dem Kaiser Karl V. alsbald Eid und Vertrag gebrochen; zwei Monate nach seiner Freilassung brachte er mit dem Papste Clemens VII., mit des Reiches Lehensmann Francesco Sforza von Mailand, mit der Republik Venedig u. die „Heilige Liga“ zum Abschluß.

Der kaiserliche Generalkapitän in Italien war Karl von Bourbon; er ward bald eng umlagert in dem durch die endlosen Kriege verödeten Mailand, dessen Einwohnerrest nur durch die grausamste Strenge in Gehorsam gehalten werden konnte.

Karl von Bourbon, der Geburt nach der erste Prinz von Gébüt in Frankreich, ragte noch vielmehr als durch Geburt durch südländische Manneschönheit und ritterliche Erscheinung über seine Umgebung empor; sein Unglück war, daß er mit diesen Eigenschaften und mit seinem Reichthum sogar den König übertraute, und daß er sich dessen bewußt war. Gebliffentlich entwickelte er oft einen übertriebenen Glanz, und wenn er dem Könige in Liebeshändeln den Rang abgelassen hatte, wies er dessen eifersüchtige Wälungen mit beißenden Bemerkungen zurück. So wurden Verhältnisse und Eigenschaften, welche ihn zu besonders glücklichem Lebensgenusse vorherbestimmt erscheinen ließen, die Quelle seines Unglücks.

Die Wendung in seinem Leben trat ein, als seine glänzenden Eigenschaften gerade den scheinbar stolzesten Triumph errangen, als des Königs Mutter, die verwitwete Herzogin von Angoulême, die allerdings schon im vierzigsten Lebensjahre stand, sich sterblich in den dreizehn Jahre jüngeren Mann verliebte und ihm geradezu ihre Hand anbot. Bourbon, damals bereits Connetable, das heißt erster Kronfeldherr, wies das liebestrunkene Weib, das ihm gegenüber bisher als fördernder Schutzgeist gewirkt hatte, kalt ab und verschärfte die Kränkung noch, indem er sich gleich darauf mit der schwächlichen, unschönen, verwachsenen Susanna von Bourbon-Beaujeu, einer Enkelin Ludwigs XI., vermählte. Nur

der Wunsch, das gesammte Erbe des Hauses Bourbon in seiner Hand zu vereinigen, konnte ihn hierzu bewogen haben. Der Connetable hatte in manchen Kränkungen bald die Rache der Verschmähten zu spüren, aber in den bösen Dämon seines Lebens verwandelte sie sich erst, als er sechs Jahre später, 1522, nachdem ihm Kind und Gattin gestorben waren, abermals, und zwar mit unverhohlenen Widerwillen, die Hand der in Sehnsucht nach seinem Besitze sich Verzehrenden ausschlug; und diesmal hatte, wie behauptet wird, der König selbst den Freiwerber für sie gemacht.

Nun folgte Kränkung auf Kränkung, seine Einkünfte wurden gekürzt, und schließlich wurde ihm die Gesamterbfolge des Hauses Bourbon streitig gemacht; es drohte ihm der Verlust fast aller seiner Güter, denn seine hohen Feinde fanden willige Richter. In den finsternen Stunden, welche solche Verhältnisse mit sich brachten, war es nun, daß fremde Einflüsterungen Eingang in seinem Herzen fanden, daß er, Ehre und Pflicht vergerend, sich dem Kaiser Karl V. und dem König Heinrich VIII. von England zuschwor zu einem Anschläge auf Frankreich, während Franz I. auf einem damals geplanten Kriegszuge nach Italien abwesend wäre. Was ihm der Kaiser bot, war nichts Geringeres als die Hand seiner Schwester Cleonore, der verwitweten Königin von Portugal, nebst 200 000 Thalern Mitgift außer ihrem großen Vermögen. Aber die Verschöpfung kam an den Tag, und dem Connetable blieb nichts übrig, als sich Franz I., welcher sich großmüthig zeigte, reuevoll zu Füßen zu werfen oder ganz und für immer ins Lager der Feinde zu gehen. Er entschloß sich zum letzteren, und indem er, Krankheit heuchelnd, sich dem zu Felde ziehenden Könige fern hielt, gelang es ihm unter den größten Gefahren, über die Grenze zu entkommen. Aber er, welcher sich vermessene hatte, halb Frankreich dem Kaiser zu Füßen zu legen, kam jetzt allein, als angstentstellter Flüchtling, in der Freigravenschaft Burgund an. Franz I. gab den geplanten Feldzug auf. Bourbon aber mußte bald erfahren, daß ihm nun ein Wafel anhing, den kein Heldenthum zu verwischen vermochte und den selbst die Feinde seines Königs ihn empfinden ließen. Sogar seine Triumphe wurden ihm durch seinen Berrath vergällt. Als siegreicher kaiserlicher General mittheilsvoll zu dem tödlich verwundeten, sterbend unter einem Baum an der Sesabride liegenden Bayard tretend, mußte er sich von diesem mit herbem Vorwurfe und warnender Weisfagung wegschleichen lassen. Er erlebte zwar den Triumph, als Sieger mit den anderen kaiserlichen Generalen vor den bei Pavia gefangenen genommenen König Franz treten zu können, aber dessen und der anderen Generale Verhalten verbitterte ihm auch diesen Augenblick befriedigter Rache. Selbst von den eigenen Truppen hatte er Kränkendes zu vernehmen. Ritt er auf dem Marsch die Reihen der spanischen Arcabuceros entlang, so sangen diese nach ihrer Sitte wohl Lieder auf ihn, in welchen sie seine Kriegsthaten mit denen eines Julius Cäsar, Hannibal und Scipio verglichen; es flochten sich aber immer auch Strophen in diese Soldatenlieder, in welchen auf seine Armuth, sein besitzloses landflüchtiges Soldatenthum in derber Weise hingedeutet wurde; er, der General, hieß es da wohl, sei so arm wie der ärmste Teufel unter seinen Soldaten, und er — mußte verbindlich dazu lächeln. Die herbste Verdammung aber ward ihm von jenem spanischen Granden zu theil, der auf Befehl Kaiser Karls ihn in seinem Palaste beherbergen mußte. Kaum war Bourbon weiter gezogen, so ließ dieser Edelmann seinen Palast in Brand stecken und die Trümmer dem Erdboden gleich machen: das Haus seiner Väter war ihm durch den Aufenthalt des landesverrätherischen Mannes für immer entweiht. Auch um die Hand Cleonorens wurde der Bourbon betrogen; der Kaiser sagte sie in seinem Friedensschlusse mit Franz I., durch welchen dieser aus der Gefangenschaft erlöst wurde, dem Könige von Frankreich zu, um freilich alsbald selbst von diesem wieder betrogen zu werden.

Neben Karl von Bourbon hatte schon im „königlichen Kriege“, wie erwähnt, Georg von Frundsberg, der „Vater der Landsknechte“, mit höchster Auszeichnung gekochten und mit das Beste zur siegreichen Entscheidung gethan. Er hatte seitdem auf seinem Schlosse Mindelheim in Schwaben gesessen. Nur einmal, durch den Bauernkrieg, war diese seine Ruhe unterbrochen worden. Im Altgäu und in Salzburg hatte er die aufrührerischen Bauern zum Gehorsam zu bringen. Aber voll Erbarmen mit dem unglücklichen Volke vermied er gewaltsame Entscheidung und stellte Ruhe und

Ordnung durch geduldige Verhandlung und unblutige Kriegsklist wieder her. Dem Kriegshandworte war er herzlich gram „wegen der Verderbung und Unterdrückung der armen unschuldigen Leute, des unmordentlichen und sträflichen Lebens des Kriegsvolks und der Undankbarkeit der Fürsten, bei denen die Ungetreuen hoch kommen und reich werden, und die Wohlverdienten unbelobt bleiben“ — hatte er doch nach der Schlacht von Pavia ein „Mägeliedlein über der Fürsten Undank“ verfaßt, das er sich oft vor Tisch von vier Stimmen mit Instrumentalbegleitung vorsingen ließ und das noch erhalten ist.

In solcher Stimmung, mit solchen Erfahrungen war der Dreiundfünfzigjährige nicht angenehm überrascht, als im Herbst 1526 Briefe von Karl von Bourbon, dem Erzherzog Ferdinand und Georgs Sohn Kaspar, der in Mailand mit Bourbon belagert wurde, auf Schloß Mindelheim eintrafen und ihn zu schnellem Zugzug wider die Liga aufforderten, da er der Kaiserlichen einzige Hoffnung sei. Vor der in des Kaisers Namen an ihn ergangenen Aufforderung hatte der Entschluß Frundsbergs, dem Herrendienst fern zu bleiben, keinen Bestand. Was aber ihn und andere besonders anfeuernte, diesmal dem Kaiser ihren Dienst noch weniger als sonst zu versagen, war der Umstand, daß es auch gegen den Papst gieng. Frundsberg hoffte, durch dessen Niederwerfung den durch ein Bündniß altgläubiger Fürsten bedrohten Evangelischen in Deutschland Luft zu machen. War er auch noch nicht förmlich zur neuen Lehre übergetreten, hatte er, allem Brauche getreu, trotz des Spottes der Spanier und Italiener, auch noch bei Pavia über dem Harnisch eine Franziskanerkutte getragen — Luther selbst legte erst im Herbst 1524 die Augustinertracht ab — er, der Freund des Reformators, war

der kirchlichen Neuerung doch von Herzen zugethan. Für solchen Zweck brachte er große Opfer; da Oesterreichs Kassen leer waren, ließ er bei reichen Augsburger Kaufherren Geld auf verschiedene seiner Besitzungen, verpfändete sein Silbergeschirr, seiner Frau Kleinodien, verkaufte seinen Antheil am Bergrecht zu Gossensfah und benutzte seinen Kredit bei Freunden.

Fünfunddreißig Fähnlein Landsknechte, über zwölftausend „reiseflustige Gesellen“, brachte er in Schwaben und Tirol mit den so erhaltenen Geldmitteln zusammen, darunter manchen, der in den späteren Religionskriegen auf evangelischer Seite sich hervorgethan hat; so Sebastian Schärtlin von Burtenbach und Kurt v. Bammelberg. Letzterer, der unter seinen Waffengefährten den Namen „der kleine Hef“ führte, war namentlich durch Witz und schnelle Zunge bekannt. Als bei einem Gelage einmal ein hochgeborener Herr äußerte, die Fürsten haben unter allen Umständen im Himmel ihre Stühle und Sessel bereitehen, und, zu dem Obersten gewandt, „nicht wahr, Kurt?“ beifügte, erwiderte dieser alsbald: „Ja, gnädiger Herr, ich habe es auch gehört, daß die Sessel da sein sollen, aber der mehrere Theil gar bestäubt, daß der Staub höher denn spannen dick darauf liegt.“

Die ganze adlige Sippschaft Frundsbergs schloß sich dem Heere an, sein Sohn Melchior, der in Wittenberg den Studien oblag, eilte thatenlustig herbei, und unter den Hauptleuten finden sich gar manche bekannte Ritternamen aus ganz Süddeutschland, das Elsaß mit eingeschlossen. Aber auch viele Namen bürgerlicher Hauptleute und Fähndriche, welche weitebekannte Kriegerleute waren, weist die Musterrolle auf, manche darunter nicht ohne humoristischen Klang, wie z. B. den des Hauptmanns Stephan Weinundbrot. Und so gieng's nun dem Süden zu.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Adelheid von Wallmoden richtete sich empor, ihr Antlitz zeigte noch immer Todtenblässe, als sie in leisem, aber nervendurchzitterndem Tone zu Rojanow weiter sprach:

„Lassen Sie ab von der Verfolgung, die ich nun schon seit Wochen fühle. Mir graut vor Ihnen, vor Ihren Augen, Ihren Worten, ich fühle, daß es Verderben ist, was von Ihnen ausgeht, und das Verderben liebt man nicht!“

„Ada!“ Es lag ein leidenschaftliches Flehen in dem Worte, aber die bebende Stimme Adelheids gewann zusehends an Festigkeit, als sie fortfuhr:

„Und Sie lieben mich auch nicht. Es ist mir oft gewesen, als sei es Ihr Haß, der mich verfolge. Sie und Ihresgleichen können überhaupt nicht lieben.“

Rojanow schwieg betroffen. Wer lehrte diese junge, mit dem Leben noch so unbekannt Frau so tief in sein Inneres blicken? Er hatte es sich selbst noch nicht klar gemacht, wie untrennbar sich Haß und Liebe in dieser Leidenschaft einten.

„Und das sagen Sie dem Dichter der ‚Arivana‘?“ stieß er mit Bitterkeit hervor. „Man hat mein Werk das Hofelied der Liebe genannt —“

„Dann hat man sich täuschen lassen durch den Schleier der orientalischen Sage, in den Sie Ihre Gestalten hüllten, man hat nur den indischen Priester gesehen, der mit seiner Geliebten einem eisernen, unmenschlichen Gesetze erliegt. Sie sind vielleicht ein großer Dichter, und vielleicht überschüttet Sie die Welt mit Ruhm, aber mir sagt sie etwas anderes, die Gluth- und Flammensprache Ihrer ‚Arivana‘, mich hat sie ihren Schöpfer kennen gelehrt: einen Mann, der an nichts mehr glaubt und dem nichts mehr heilig ist in der Welt, keine Pflicht und kein Gelübde, keine Mannesehre und keine Franentugend, der sich nicht bedenken würde, das Höchste in den Staub zu reißen, zum Spiel seiner Leidenschaft. Ich glaube noch an Pflicht und Ehre, glaube noch an mich selbst, und mit diesem Glauben biete ich dem Verhängniß Trost, das Sie mir so siegesgewiß entgegenhalten. Es kann mich in den Tod treiben — in Ihre Arme nicht!“

Sie stand ihm gegenüber, nicht wie vorhin in bebender Angst, in dem qualvollen Ringen eines geheimen Kampfes, es war, als ob mit jedem dieser vernichtenden Worte sich ein Ring der Kette löste, die sie so geheimnißvoll umspann. Ihr Auge begegnete voll

und frei dem dunklen Blick, der sie so lange in Bann gehalten hatte — jezt war der Bann gebrochen, sie fühlte es und athmete tief auf wie eine Erlöste.

Wieder bligte es in der Ferne auf, lautlos, ohne Donnerrollen, aber es war, als thue sich der Himmel auf in all seinen Tiefen. In dem zuckenden Lichte sah man phantastische Wolkengebilde, Gestalten, die miteinander zu ringen und zu kämpfen schienen, wie vom Sturme getragen, und doch stand jene Gewitterwand unbeweglich am Horizont, und ebenso unbeweglich stand der Mann, dessen dunkles Antlitz jezt eine sahle Wäse zeigte im Scheine des Wetterleuchtens. Seine Augen waren ufermandt auf die junge Frau gerichtet, aber die wilde Gluth darin war erloschen, und seine Stimme hatte einen fremden Klang, als er sagte:

„Das also ist das Urtheil, das ich mir erbat! Ich bin in Ihren Augen nichts anderes als ein — Verworfenener?“

„Ein Verlorener vielleicht! — Sie haben mich zu dem Geständniß gezwungen.“

Hartmut trat langsam einige Schritte zurück.

„Verloren!“ wiederholte er herb. „In Ihrem Sinne wahrscheinlich. Sie können ruhig sein, gnädige Frau, ich werde Ihnen nicht wieder nahen, man verlangt nicht zum zweiten Male solche Worte zu hören. Sie stehen so hoch und stolz auf Ihrer Tugendwarte und richten so streng. Sie haben freilich keine Ahnung davon, was ein heißes, wildes Leben aus einem Menschen machen kann, der unstet, ohne Heimath und Familie durch die Welt zieht. Sie haben recht, ich glaube an nichts mehr dort oben in der Höhe und glaubte an nichts auf Erden — bis zu dieser Stunde.“

Es lag etwas in seinem Tone und seiner ganzen Haltung, was Adelheid entwaffnete. Sie fühlte, daß sie keinen Ausbruch seiner Leidenschaft mehr zu fürchten hatte, und ihre Stimme milderte sich unwillkürlich bei der Antwort:

„Ich richte niemand, aber ich gehöre mit meinem ganzen Sein und Wesen einer andern Welt an, die andere Gesetze hat als die Ihrige. Ich bin die Tochter eines über alles geliebten Vaters, der sein ganzes Leben lang nur einen Weg gekannt hat, den der ersten, strengen Pflicht. Auf diesem Wege hat er sich emporgerungen aus Armuth und Entbehrung zu Reichthum und Ehre, diesen Weg hat er seine Kinder geführt, und sein Andenken ist der Schild, der mich deckt in jeder schweren Stunde. Ich

könnte es nicht ertragen, müßte ich die Augen niederschlagen vor diesem Erinnerungsbilde. — Sie haben wohl keinen Vater mehr?"

Es folgte eine lange, schwere Pause; Hartmut antwortete nicht, aber sein Haupt senkte sich unter diesen Worten, von deren zermalmendem Gewicht die junge Frau keine Ahnung hatte, und sein Blick bohrte sich in den Boden.

„Nein!“ sagte er endlich dumpf.

„Aber Sie haben die Erinnerung an ihn und an Ihre Mutter?“

„Meine Mutter?“ fuhr Kojanow jäh und heftig auf. „Sprechen Sie nicht von ihr, in dieser Stunde nicht — sprechen Sie mir nicht von meiner Mutter!“

Es war ein erschreckender Ausbruch, ein Gemisch von grenzenloser Bitterkeit, von Anklage und Verzweiflung. Die Mutter wurde gerichtet von ihrem Sohne in diesem Ausruf, er wies ihr Andenken von sich als eine Entweihung dieser Stunde.

Adelheid verstand ihn nicht, sie sah nur, daß sie einen Punkt berührt hatte, der keine Erörterung vertrug, aber sie sah auch, daß der Mann, der jetzt vor ihr stand mit diesem düsteren Blick, mit diesem Ton der Verzweiflung, ein anderer war als jener, der vor einer Viertelstunde vor sie hingetreten war. Es war eine dunkle, räthselhafte Tiefe, in die sie blickte, aber sie flöste ihr keine Furcht mehr ein.

„Lassen Sie uns diese Unterredung endigen,“ sagte sie tief ernst. „Sie werden keine zweite suchen, ich glaube es Ihnen; aber ein Wort noch, ehe wir scheiden. Sie sind ein Dichter, ich habe es trotzallem gefühlt, als ich Ihr Werk kennen lernte, und Dichter sind Lehrer der Menschheit, sie können zum Heil und zum Verderben führen. Die wilden Flammen Ihrer *Arivana* schlagen aus der Tiefe eines Lebens auf, das Sie selbst zu hassen scheinen. Sehen Sie dorthin!“ sie deutete in die Ferne, wo es eben wieder aufleuchtete in lodrender Gluth. „Das sind auch Flammenzeichen, aber sie stammen aus der Höhe und sie weisen einen anderen Weg — leben Sie wohl!“

Sie war längst verschwunden und Hartmut stand noch immer wie an den Boden gefesselt. Er hatte kein Wort erwidert, keine Bewegung gemacht, er blickte nur mit heißen, starren Augen dorthin, wo jetzt Blick auf Blick die Wolken zerriß und die ganze Landschaft in einen feurigen Mantel hüllte, und dann nieder zu dem kleinen dunklen Waldsee, der so seltsam dem Burgsdorfer Weiler gleich, mit seinem wehenden Schilf und der trügerischen, nebelathmenden Wiese, die sich auch hier so dicht an das Gewässer schmiegte.

Unter solchem klüsternden Schilf hatte der Knabe einst davon geträumt, emporzusteigen wie die Falken, von denen sein Geschlecht den Namen führte, in schrankenloser Freiheit, immer höher, der Sonne entgegen, und an demselben Orte war die Entscheidung über sein Schicksal gefallen, in jener dunklen Herbstnacht, da die Flichter ihren Gespensterreigen führten. Aber der Flüchtling war nicht zur Sonne gestiegen, die Erde hatte ihn festgehalten, die üppig grüne Wiese, und ihn tief, tief hinabgezogen. Er hatte es wohl bisweilen gefühlt, daß der berausende Trank der Freiheit und des Lebens, den die Hand der Mutter ihm reichte, vergiftet war, aber ihn schützte kein theures Erinnerungsbild — er durfte es nicht wagen, an seinen Vater zu denken.

Immer dunkler zog es sich zusammen dort in der wetterumlagerten Ferne, immer wilder kämpften und rangen die Wolken-gestalten: miteinander, und mitten in diesem Kampfe und diesem Dunkel leuchteten sie immer wieder siegreich auf — die mächtigen Flammenzeichen aus der Höhe!

In der Haupt- und Residenzstadt des Landes hatte bereits das winterliche Gesellschaftsleben begonnen, in dem das künstlerische Element eine hervorragende Rolle spielte. Der Herzog, der die Kunst liebte und förderte, setzte seinen Stolz darin, bedeutende Vertreter derselben in seine Nähe zu ziehen und möglichst an seine Hauptstadt zu fesseln, und die Gesellschaft huldigte größtentheils derselben Richtung. Der junge Dichter, der von dem Hofe so sehr begünstigt wurde, und dessen erstes größeres Werk jetzt auf der Hofbühne aufgeführt werden sollte, war daher von vornherein eine interessante Persönlichkeit für alle Welt, und was man sonst über ihn vernahm, diente nur dazu, dies Interesse zu steigern.

Es war schon ungewöhnlich, daß dieser Kojanow als Rumäne ein Werk in deutscher Sprache dichtete, wenn man auch erfuhr,

daß er seine Erziehung in Deutschland empfangen habe. Außerdem war er der Hofenfreund und auch hier in der Stadt der Gast des Fürsten Adelsberg, und man erzählte sich allerlei rührende und wunderbare Geschichten über diese Freundschaft. Vor allem aber schuf Hartmuts Persönlichkeit ihm eine bevorzugte Stellung in allen Kreisen, wo er verkehrte. Der junge, schöne und geniale Fremde, den ein halb romantischer, halb geheimnißvoller Hauch umgab, brauchte auch hier nur aufzutreten, um aller Augen auf sich zu ziehen.

Die Proben zu „*Arivana*“ hatten unmittelbar nach der Rückkehr des Hofes in die Stadt begonnen, unter persönlicher Theilnahme des Dichters und des Fürsten Adelsberg, der sich in seiner Begeisterung für das Werk seines Freundes zu einer Art von Regisseur umwandelte und dem Intendanten das Leben schwer machte mit allen nur möglichen Anforderungen hinsichtlich der Besetzung der Rollen und der Ausstattung des Dramas. Er wußte seinen Willen auch durchzusetzen, die äußere Zurüstung war eine glänzende, die Rollen wurden durchweg mit den ersten Kräften des Hoftheaters besetzt, und sogar das Opernpersonal wurde herangezogen, da eine der Rollen eine ziemlich bedeutende Gesangspartie enthielt. Einer Schauspielerin konnte man das nicht zumuthen, so wurde denn eine junge Sängerin, Marietta Volkmar, damit betraut. Die Aufführung, die ursprünglich weit später stattfinden sollte, wurde jetzt so viel als möglich beschleunigt, weil man bei Hofe fürstlichen Besuch erwartete und das neue Drama, das sich so poetisch und märchenhaft auf dem Hintergrunde der indischen Sagenwelt abspielte, den hohen Göttern vorführen wollte. Man versprach sich einen ungewöhnlichen Erfolg davon.

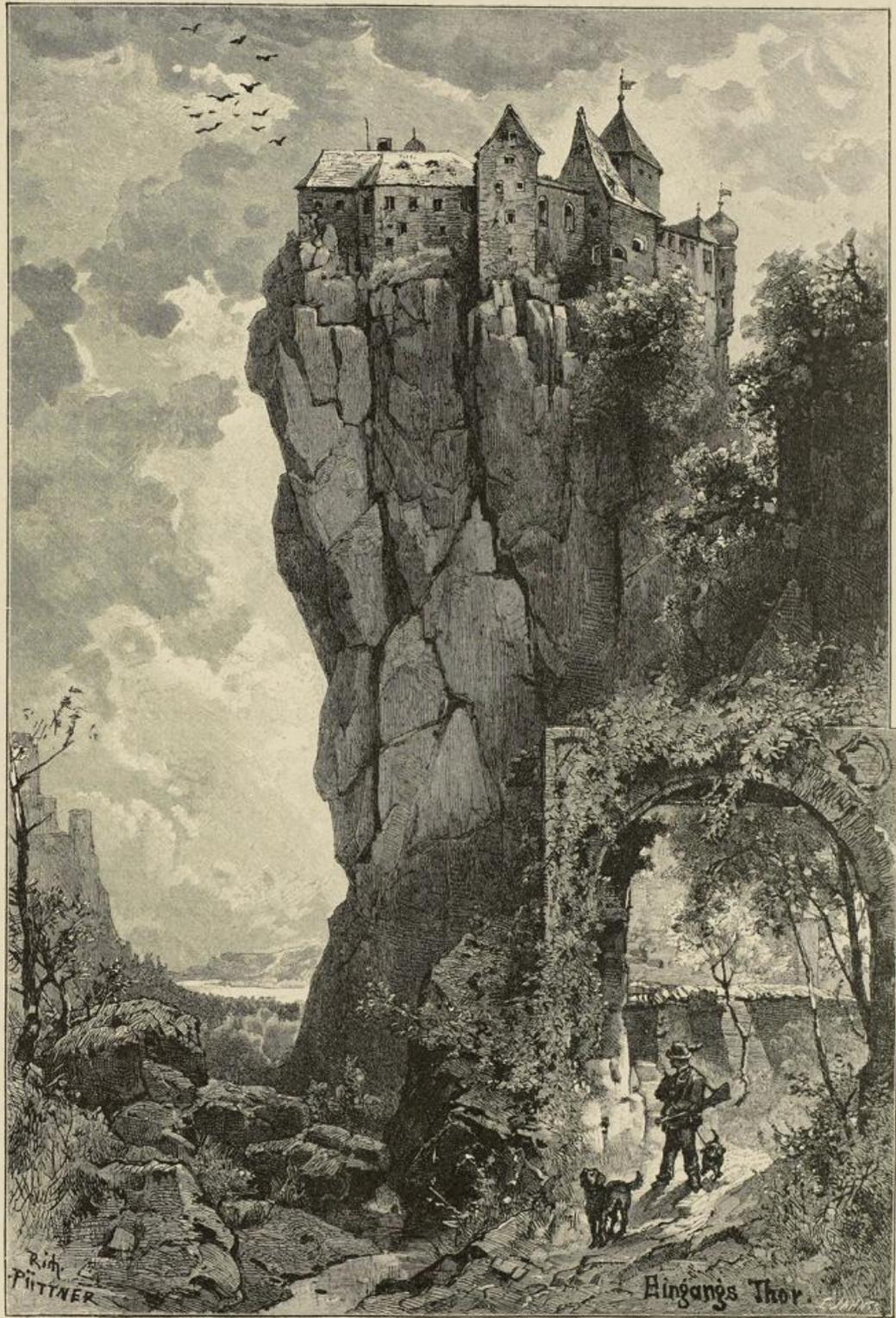
Das war die Lage der Dinge, als Herbert von Wallmoden zurückkehrte, der natürlich dadurch aufs peinlichste überrascht wurde. Er hatte allerdings auf eine kurze, wie beiläufig hingeworfene Frage von seiner Frau erfahren, daß Kojanow noch in Fürstenstein verkehrte, aber er hatte auch nicht auf ein plötzliches Verschwinden desselben gerechnet, das nothwendig hätte auffallen müssen. Dagegen war er der festen Ueberzeugung, Hartmut werde, trotz seiner hochmüthigen Erklärung, bleiben zu wollen, sich eines Besseren besinnen und, sobald Fürst Adelsberg Rodeck verließ, seinen Rückzug antreten. Jedenfalls durfte er es nicht wagen, an der Seite des Fürsten in der Stadt zu erscheinen, wo man ihm mit den angeblichen „Aufklärungen“ das Auftreten unmöglich machen konnte.

Aber der Gesandte hatte nicht mit dem unbeugsamen Troze des Mannes gerechnet, der in der That auch hier ein hohes Spiel wagte. Jetzt, nach wenigen Wochen, fand er ihn bereits in einer nach allen Seiten hin bevorzugten Stellung, im engsten Verkehr mit dem Hofe und der Gesellschaft. Wenn man jetzt, unmittelbar vor der Aufführung eines Werkes, das der Herzog so auffallend begünstigte, von dem bereits die ganze Stadt sprach, Enthüllungen über das Vorleben des Dichters brachte, so mußte das in allen Kreisen ebenso peinlich berühren als gehässig erscheinen. Der erfahrene Diplomat verhehlte sich nicht, daß die tiefe Mißstimmung, die dann zweifellos bei dem Herzog eintrat, auf ihn selbst zurückfallen würde, weil er nicht rechtzeitig, bei dem ersten Erscheinen Kojanows, gesprochen hatte. Es blieb nichts übrig, als einstweilen noch abzuwarten und zu schweigen.

Wallmoden war weit entfernt, zu ahnen, daß gerade ihm von jener Seite eine schwere Gefahr gedroht hatte, denn er nahm an, seine Frau könne Hartmut höchstens als Begleiter des Fürsten Adelsberg. Sie hatte den Namen nicht wieder ausgesprochen, seit sie damals bei ihrer Ankunft in Berlin auf eine anscheinend flüchtige Frage eine ebenso flüchtige Antwort gab, und er hatte das gleichfalls nicht gethan. Sie sollte und durfte nicht von jenen alten Beziehungen erfahren, die er ihr von Anfang an verschwiegen hatte.

Aber seinem Neffen Willibald gegenüber durfte er nicht schweigen, wenn er nicht eine ähnliche Erkennungsscene erleben wollte wie damals auf dem Hochberg. Der junge Majoratsherr hatte seine Verwandten nach Süddeutschland begleitet, sollte aber nur einige Tage in der Residenzstadt bleiben und sich dann nach Fürstenstein zu seiner Braut begeben, denn der Oberforstmeister forderte nachdrücklich, daß der im September so plötzlich abgebrochene Besuch nunmehr nachgeholt werde.

„Ihr seid kaum acht Tage hier gewesen,“ schrieb er seiner Schwägerin, „und jetzt bitte ich mir meinen Herrn Schwiegersohn doch ein etwas länger aus. In Eurem vielgeliebten Burgsdorf



Schloß Prunn.
Zeichnung von R. Pittner.

ist ja nun glücklich alles wieder in Ordnung gebracht und zu thun giebt es auch nicht viel im November. Also schide uns wenigstens den Willy, wenn Du nicht abkommen kannst. Ein Nein wird nicht angenommen, Toni erwartet ihren Bräutigam — Punktum!"

Frau von Eschenhagen sah ein, daß er recht hatte, und war auch geneigt, ihren Willy zu schicken, denn sie bestimmte natürlich allein über seine Reise. Er hatte keinen Versuch mehr gemacht, sich gegen die mütterliche Herrschaft anzulehnen, und schien überhaupt vollständig wieder zu Vernunft gekommen zu sein. Er war wohl stiller als sonst und stürzte sich nach der Rückkehr mit ganz ungewohntem Eifer in seine landwirtschaftliche Thätigkeit, benahm sich aber sonst musterhaft. Nur in einem Punkte blieb er hartnäckig: er wollte seiner Mutter durchaus nicht Rede stehen über jene „Dummheit“, welche damals die plötzliche Abreise veranlaßt hatte, und vermied jede Erörterung darüber. Er schämte sich offenbar jener stüchtig auflodernden Regung, die wohl überhaupt nie bedenklich gewesen war, und wollte nicht daran erinnern sein. Uebrigens schrieb er regelmäßig an seine Braut und erhielt ebenso pünktlich Antwort. Der Briefwechsel war allerdings mehr praktischer als zärtlicher Natur und drehte sich hauptsächlich um Wohnungs- und Wirtschaftseinrichtungen, aber man erahnte doch daraus, daß der junge Majoratsherr seine Heirath, für welche der Zeitpunkt bereits festgesetzt war, als selbstverständliches Recht ansah, die Briefe des Brautpaares zu lesen, erklärte sich zufrieden mit denselben.

Willibald erhielt also die allerhöchste Erlaubniß, seine Braut besuchen zu dürfen, was um so weniger bedenklich war, als die gefährliche kleine Person, diese Marietta Volkmar, jetzt in der Stadt weilt, wo ihre Stellung sie festhielt. Um aber ganz sicher zu gehen, stellte Frau von Eschenhagen ihren Sohn unter den Schutz ihres Bruders, der auf der Rückreise von den Stahlbergischen Werken mit seiner Frau einen kurzen Besuch in Burgsdorf abgestattet hatte. Wenn Willibald während der zwei oder drei Tage seines Aufenthaltes in der Stadt im Ballmodenschen Hause wohnte und ausschließlich dort verkehrte, war nichts zu befürchten.

Der Gesandte sah nun freilich sofort nach der Ankunft ein, daß er genöthigt sein werde, seinen Neffen anzuklären, denn der Name Hartmut Rojanow wurde schon am ersten Tage von verschiedenen Seiten genannt. Willy, der seinerzeit der Vertraute der geheimen Zusammenkünfte Hartmuts mit seiner Mutter gewesen war und deren Namen und Abstammung kannte, horchte auf dabei, und die Bemerkung, daß es sich um einen jungen Rumänen handelte, machte ihn vollends stutzig. Er sah in äußerster Betroffenheit seinen Onkel an, der ihm noch rechtzeitig einen Wink gab, nicht weiter zu fragen, und dann das erste Alleinsein benutzte, um ihm die Wahrheit zu enthüllen.

Er that das selbstverständlich in der rücksichtslosesten Weise und stellte Hartmut als einen Abenteurer der schlimmsten Art dar, den er schon in der nächsten Zeit zwingen werde, die Rolle aufzugeben, die er hier so unbedeutenderweise spiele.

Dem armen Willibald wirbelte der Kopf bei diesen Nachrichten. Sein Jugendfreund, an dem er stets mit herzlicher Zuneigung gegangen hatte und noch immer hing trotz des Verdammungsurtheils, das man daheim über ihn fällte, war hier, in seiner unmittelbaren Nähe, und er durfte ihn nicht wiedersehen, nicht einmal kennen, wenn der Zufall eine Begegnung herbeiführte! Das letztere schärkte Wallmoden seinem Neffen besonders ein, und dieser, ganz betäubt, versprach auch Gehorsam und Schweigen sowohl Adelheid als seiner Braut und dem Oberforstmeister gegenüber, aber begreifen konnte er die Sache noch lange nicht. Er brauchte Zeit dazu, wie überhaupt zu allen Dingen.

Der Tag, an welchem „Arivana“ auf der Bühne erscheinen sollte, war herangekommen. Es war das erste Werk eines jungen, als Dichter noch ganz unbekanntem Verfassers, aber die Umstände machten es zu einem künstlerischen Ereigniß, dem man mit allseitiger Spannung entgegenah. Das Hoftheater war beim Beginn der Vorstellung bis auf den letzten Platz gefüllt, und jetzt erschien auch das fürstliche Paar mit seinen Gästen und nahm in der großen Hofloge Platz. Die Aufführung hatte, obgleich das nicht förmlich angekündigt war, doch den Charakter einer Festvorstellung, und das in all seinen Räumen blendend erhellte Haus und der reiche Schmuck der Damen trugen dem Rechnung.

Fürst Welsberg, der gleichfalls in der Hofloge erschien, war so aufgeregt, als habe er selbst das Drama geschrieben. Uebrigens

befand er sich heute in einer ebenso seltenen als erfreulichen Uebereinstimmung mit seiner allergnädigsten Tante, die ihn zu sich gerufen hatte und gerade jetzt mit ihm über die Dichtung sprach, die sie mit ihrer höchsten Aufmerksamkeit beachte.

„Unser junger Dichter scheint Launen zu haben wie alle Poeten,“ bemerkte sie. „Welch ein Einfall, noch in letzter Stunde den Namen der Heldin zu ändern!“

„In letzter Stunde geschah das gerade nicht,“ entgegnete Egon, „die Aenderung wurde schon in Kobek vorgenommen. Hartmut hatte es sich auf einmal in den Kopf gesetzt, der Name „Ada“ sei zu kühl und rein für die Gluthgestalt seiner Heldin, und sie wurde ohne weiteres umgetauft!“

„Aber der Name Ada steht doch hier auf dem Theaterzettel,“ warf die Prinzessin ein.

„Gewiß, aber er ist auf eine ganz andere Person des Dramas übergegangen, die überhaupt nur in einer einzigen Scene auftritt.“

„Dann hat Rojanow also Aenderungen vorgenommen seit jener Vorlesung in Fürstenstein?“

„Nur wenige, das Stück selbst ist ganz unverändert geblieben bis auf den Namenstausch und jenes kurze Auftreten Adas, aber ich versichere Sie, Hoheit, diese Scene, die Hartmut da hinzugegedichtet hat, ist das Schönste, was er je geschrieben hat.“

„Ja, Sie finden natürlich alles schön, was aus der Feder Ihres Freundes stammt,“ sagte die Prinzessin, aber das gnädige Lächeln, mit dem sie den jungen Fürsten entließ, zeigte, daß sie so ziemlich derselben Meinung war.

In einer der Proficienslogen des ersten Ranges erblickte man auch den preussischen Gesandten mit seiner Gemahlin, der erst vorgekern von seinem Urlaub zurückgekehrt war. Sein heutiges Erscheinen im Theater war allerdings kein freiwilliges, sonst wäre er dieser Aufführung wohl fern geblieben, sondern eine Rücksicht, die er seiner Stellung schuldete. Der Herzog hatte über einen Theil der Logen verfügt und auch die fremden Diplomaten mit ihren Damen eingeladen; da gab es keine Möglichkeit, zurückzubleiben, um so weniger, als Herr und Frau von Wallmoden noch vor wenigen Stunden an der Festtafel im Schlosse theilgenommen hatten.

Im Parkett saß Willibald, der aus der Anwesenheit seines Onkels auch für sich das Recht herleitete, wenigstens das Werk seines Jugendfreundes kennen zu lernen. Wallmoden war zwar nicht einverstanden damit, konnte ihm aber doch sichtlich nicht verbieten, was er selbst that. Willy, der sich mit vieler Mühe noch einen Platz verschafft hatte, dachte natürlich nicht daran, daß in einem Drama auch ein Mitglied der Oper beschäftigt sein könnte; erst jetzt, als er den Theaterzettel entfaltete und urplötzlich auf den Namen „Marietta Volkmar“ stieß, wurde ihm klar, wen er heute abend wiedersehen werde. Mit einer hastigen Bewegung faltete er den Zettel zusammen und barg ihn in seiner Tasche; er bereute es in diesem Augenblicke doch, in das Theater gegangen zu sein.

Jetzt begann die Vorstellung, der Vorhang hob sich und die Eingangsscenen gingen rasch vorüber. Es war eine Art Vorspiel, welches die Zuschauer erst mit der felsam phantastischen Welt vertraut machen sollte, in die sie eingeführt wurden. Arivana, die uralte, geheiligte Opferstätte, zeigte sich in einer pracht- und stimmungsvollen Ausstattung; die Hauptgestalt des Werkes, der junge Priester, der im Fanatismus seines Glaubens alles Irdische und Unheilige weit von sich weist, erschien, und in mächtigen, schwungvollen Versen erklang das Gelübde, das ihn für Zeit und Ewigkeit diesem Irdischen entricke und mit Leib und Seele der Gottheit verband. Der Schwur war geleistet, die heilige Flamme loderte hoch empor und der Vorhang sank.

Von allen Seiten ertönte Beifall, zu dem der Herzog das erste Zeichen gab. Es stand ja allerdings fest, daß ein Werk, das so von allen Seiten gestützt und getragen wurde, einen gewissen Erfolg haben mußte, wenigstens an dem heutigen Abend. Aber es mischte sich doch noch etwas anderes in diesen Beifall. Die Zuschauer fühlten es bereits, daß ein Dichter zu ihnen sprach; seine Schöpfung hatte vielleicht der Hofgunst bedurft, um vor die Öffentlichkeit treten zu können, jetzt, wo sie da stand, trug sie sich allein. Man war gefesselt von dieser Sprache, diesen Gestalten, von dem Inhalt des Dramas, der sich bereits in den Hauptzügen verrath, und als der Vorhang sich von neuem hob, lag

gespanntes, erwartungsvolles Schweigen über dem ganzen Zuschauertraume.

Und nun entrollte sich das Drama, auf einem Hintergrunde, der ebenso glühend und farbenreich war wie seine Sprache und seine Gestalten. Die mächtige Natur Indiens, die märchenhafte Pracht seiner Tempel und Paläste, die Menschen mit ihrem wilden Hassen und Lieben und den starren, eisernen Gesetzen ihres Glaubens, das alles war phantastisch, fremdartig; aber wie diese Menschen fühlten und handelten, das war jedem vertraut. Standen sie doch im Banne einer Macht, die schon vor Jahrhunderten dieselbe war wie heute, die unter dem heißen Tropenhimmel die gleichen Wurzeln schlägt wie in der kalten nordischen Zone — der Leidenschaft im Menschenherzen.

Es war in der That eine „Gluth- und Flammenlehre“, und sie predigte ohne Rückhalt das Recht der Leidenschaft, gegen alle Schranken anzustürmen, hinweg über Gesetz und Sitte, über Gelübde und Schwur bis zu ihrem Ziele; ein Recht, wie es Hartmut Rojanow verstand und übte, mit seinem ungezügelten Willen, das kein Gesetz und keine Pflicht anerkannte, dem das eigene Ich allein das Höchste war.

Das Erwachen dieser Leidenschaft, ihr übermächtiges Wachsen, ihr endlicher Triumph, das alles wurde in hinreißender Sprache, in Worten und Bildern geschildert, die bald aus der reinen Höhe des Ideals und bald aus der Tiefe des Abgrundes zu stammen schienen. Der Dichter hatte seine Gestalten nicht umsonst in den Schleier der orientalischen Sage gehüllt; unter diesem Schleier durfte er sagen und vertreten, was man ihm sonst schwerlich verziehen hätte, und er that es mit einer Kühnheit, die zündende Funken in die Seelen der Zuhörer warf und sie dämonisch fesselte. Schon nach dem zweiten Akte war der Erfolg „Arivanas“ entschieden.

Allerdings wurde das Werk von einer Darstellung getragen, die zu dem Besten gehörte, was die Bühne je geleistet hatte. Vor allem spielten die Vertreter der beiden Hauptrollen mit einem Feuer und einer Vollendung, wie sie nur wirkliche Begeisterung geben konnte. Die Heldin hieß freilich nicht mehr Nda, den Namen trug jetzt eine andere Gestalt, die seltsam fremd in diesem erregten Bilde der Leidenschaften stand, eines jener halb märchenhaften Wesen, mit denen die indischen Sagen die „Schneewohnung“, die eisigen Höhen des Himalaya bevölkern, kühl und rein wie der ewige Schnee, der dort oben leuchtet.

Nur in einem einzigen Auftritt, in der Entscheidungsscene, schwebte sie wie mit Geistesfüllen durch die stürmisch bewegte Handlung, mahnend, warnend, und Egon hatte recht, die Worte, die der Dichter ihr auf die Lippen legte, waren wohl die schönsten der ganzen Dichtung. Mitten in die lodrende Gluth eines Kraters brach es plötzlich wie reines Himmelslicht, aber so schön die Scene war, so kurz war sie auch. Flüchtling wie ein Hauch entwich die Gestalt wieder zu den Schneewohnungen ihrer Heimath, und dort unten, an dem mondbeglänzten Ufer des Flusses, erklang das Lied des Hindumädchens — Mariettas weiche quellende Stimme — und unter diesen lockenden, schmeichelnden Tönen verwehte jener Warnungsruf aus der Höhe.

Der letzte Akt brachte den tragischen Schluß: das Hereinbrechen des Verhängnisses über das schuldige Paar, den Tod in den Flammen. Aber dieser Tod war keine Sühne, sondern ein Triumph, ein „leuchtendes, göttliches Sterben“, und mit den Flammen loderte auch jene dämonische Lehre von dem unbedingten Recht der Leidenschaft zum Himmel empor.

Zum letzten Male sank der Vorhang, und der Beifall, der sich von Akt zu Akt gesteigert hatte, wuchs jetzt zu einem förmlichen Sturme an. Sonst pflegten bei solchen Festvorstellungen Beifall und Begeisterung in gemessenen Grenzen zu bleiben. Heute flutheten sie über alle Schranken hinaus. Die Flammen Arivanas hatten gezündet, das sah und fühlte man an dem Jubel, mit dem das ganze Haus einstimmig das Erscheinen des Dichters verlangte.

Endlich trat Hartmut vor. Ohne Scheu und Befangenheit, strahlend vor Stolz und Freude neigte er sich dankend vor dem Publikum, das ihm heute einen Trank kredenzte, den er in seinem wildbewegten Leben doch noch nicht gekostet hatte. Sie waren berauschend, diese ersten Züge aus dem Becher des Ruhmes, und mit diesem berausenden Siegesbewußtsein blickte der Gefeierter jetzt zu der Prosceeniumsloge empor, deren Insassen er längst erkannt hatte. Er fand freilich nicht, was er suchte; Adelheid hatte sich zurückgelehnt und ihr Antlitz verschwand hinter dem ausgebreiteten Fächer, er sah nur das kalte, unbewegte Gesicht des Mannes, der ihn so tief beleidigt hatte, und der nun Zeuge seines Triumphes war. Wallmoden verstand es nur zu gut, was das Ausfließen dieser dunklen Augen ihm sagte:

„Jetzt wage es noch, mich zu verachten!“

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Benjamin Franklin. „Er entriß dem Himmel den Blitz, den Tyrannen daszepter.“ (Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyranni.) Mit diesen Worten wurde einst Benjamin Franklin von den französischen Akademikern geehrt, und in dem knappen Raume eines Hexameters kann die hohe Bedeutung des großen Amerikaners treffender nicht wiedergegeben werden; denn Benjamin Franklin war gleich hervorragend als Gelehrter wie als Staatsmann. Wenn mit dem Ausdruck „er entriß dem Himmel den Blitz“ auf Prometheus, der den Göttern das Feuer einwand, angespielt wird, so liegt keine Uebertreibung darin, denn Franklin war bei allen seinen Forschungen von dem Bestreben geleitet, die erweiterte Kenntniß der Naturkräfte praktisch zu verwerthen, und er ist ja der Erfinder des Blitzableiters.

In seinem Jahrhundert war er der Vorkämpfer einer neuen Zeit, einer Kulturperiode, in der wir groß geworden sind und die zu der erfolgreichsten der Menschengeschichte zählt. Es ist das Zeitalter des Dampfes, des Eisens und der Elektricität, in welchem die Naturkräfte dem Menschen unterthan wurden und die Industrie sowie der Verkehr einen fast märchenhaften Aufschwung genommen haben, das große Zeitalter der freien Entfaltung der menschlichen Gesellschaft, in welchem durch den ungehinderten Wettbewerb die Kraft des einzelnen gestählt wurde, in welchem die Erfindungen ausblühten und in welchem die Menschenliebe in freiem Staate sich so herrlich entfaltete.

Am 17. April sind hundert Jahre verlossen, seit Benjamin Franklin seine Augen geschlossen hat, und wenn wir heute sein Leben betrachten und die erlangenen Fortschritte der Menschheit im raschen Fluge durchmustern, so wird es uns klar, daß Franklin eine der Muster- und Heldenfiguren unseres zur Reife gehenden Zeitalters war. Sein Name ist jedem Schullehrer bekannt, denn von Geschlecht zu Geschlecht wurde er uns als Vorbild vorgeführt, denn wir nachstreben mühten, wenn wir durch Fleiß und Sparsamkeit vorwärts kommen, durch aufopfernde Thätigkeit für andere glücklich werden wollten. Die Jugend lernt frühzeitig seinen Lebenslauf kennen, und mit Recht! Denn muß sie nicht mit frischem Lebensmuth erfüllt werden, wenn sie erfährt, zu welchen Ehren das am 17. Januar 1706 geborene sechzehnte Kind eines Seiffenieders zu Boston gelangen konnte? Das Leben streute dem Kinde keine Rosen auf den Weg; aber Lust zur Arbeit, Ausdauer und Fleiß räumten alle Widerstände hinweg. Wegen Mangels an Mitteln mußte Benjamin schon im 10. Lebensjahre die Lateinschule verlassen und wurde zunächst in der

Seiffeniederei seines Vaters, dann aber von seinem 12. Lebensjahre an in der Buchdruckerei seines Stiefbruders beschäftigt. Hier erliefen eine Zeitung, und das journalistische Treiben riß Franklin zur geistigen Thätigkeit fort. Sein Beruf wurde zunächst der eines Druckers und eines Zeitungsberausgebers. Um eine eigene Druckerei zu gründen, unternahm er schon mit 18 Jahren eine Reise nach London. In seine Heimath zurückgekehrt, fand er in Pennsylvania den günstigsten Boden für sein Wirken. Nach gelangte er zu Amt und Würden und wählte sich als Oberpostmeister verdient zu machen. In Pennsylvania entfaltete er auch sein gemeinnütziges Wirken. Ihm verdankt Philadelphia die erste öffentliche Bibliothek, die erste Feuerlöschanstalt und die Universität.

Um jene Zeit beschäftigte er sich auch mit dem Studium der Gewitter; er stellte zuerst die Ansicht auf, daß jene Furcht und Schrecken erregende Naturerscheinung ein elektrischer Vorgang sei, und gab der Menschheit in dem Blitzableiter das Mittel, sich vor der Gewalt der Elemente zu schützen. Seine für die damals wenig entwickelte Electricitätslehre so wichtigen Anschauungen legte er nieder in dem Buche „New experiments and observations on electricity“ („Neue Versuche und Beobachtungen über die Electricität“), eine Schrift, die sich in der gelehrten Welt erst nach und nach Anerkennung verschaffte und für die er 1753 von der königlichen Gesellschaft in London die goldene Medaille erhielt.

Inzwischen war der Oberpostmeister von Pennsylvania zum Generalpostmeister der amerikanischen Colonien vorgerückt, und nun reiste in ihm, dessen Geist mit dem politischen Leben seiner Landsleute sich stets aufs lebhafteste beschäftigte, der große Gedanke eines Zusammenschlusses aller nordamerikanischen Colonien, mit Bundesverfassung, Kongreß und Centralregierung — ein Gedanke, für den er später auch mit der That wirken durfte, indem er an der Unabhängigkeitserklärung der „Vereinigten Staaten“ am 4. Juli 1776 theilnahm. Im Dienste des Freistaates ging er wiederholt nach Europa und der günstige Friedensabschluss, der dem nordamerikanischen Freiheitskriege am 3. September 1783 ein Ende machte, war nicht zum geringsten Theil seinem diplomatischen Geschick zu verdanken.

Franklin war aber auch ein echter Volksmann, der den Aufschwung der emporstrebenden Bürgerkreise durch Wort und That zu fördern wußte. Der Verbreitung des Wissens, der echten Volksbildung widmete er seine Kraft. Er war der Gründer der ersten öffentlichen Bibliothek in der Neuen Welt, er schuf Bildungsvereine für Arbeiter und Handwerker, er gab einen vortrefflichen „Volkskalender“ heraus, und in seinem Buche

„Sprichwörter des alten Heinrich oder die Weisheit des guten Richard“ hinterließ er einen Schatz nützlicher und doch edler Lebensweisheit.

Benjamin Franklin war einer der hervorragenden Männer, welche den Grundstein unserer heutigen Zeit gelegt haben. Dieses Verdienst erkannten schon seine Zeitgenossen an, und als er am 17. April 1790 aus dem Leben schied, legte die nordamerikanische Union die Nationaltrauer auf einen Monat an.

Sein Grab schmückt die Inschrift, die er selbst entworfen hat: „Hier ruht der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers (gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist), eine Speise für die Würmer; doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern, wie er glaubt, demaleinst erscheinen in einer neuen schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser.“

Von der Höhe, die sie in dem Kampfe eines Jahrhunderts errungen hat, strebt die menschliche Gesellschaft heute neuen Zielen entgegen. Aber noch in unseren Tagen verdienen die Bürgerthugenden, die Franklin pries, die höchste Werthschätzung, ja mehr noch als früher ist es in unserer gährenden Zeit notwendig, dem Volke Männer als Vorbilder zu zeigen, die durch Selbstbildung, Sparamkeit und eiserne Fleiß, die aus eigener Kraft nicht nur angesehen und reich, sondern auch Beglückter der Menschheit geworden sind.

Eine Kanone Buschiris. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Im Garten der Marinecademie zu Kiel befinden sich seit einiger Zeit in-

mitten von verschiedenen Kanonenproben aus vergangenen Jahrzehnten ein paar seltsame Geschütze, die — unsere Ab- bildung eines derselben mag dies veranschaulichen — ent- schieden den Eindruck machen, als wären sie etwa zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges oder noch früher in irgend einem Sumpfe versunken und neuerdings, von Rost und Fäul- niß halb zertrümmert, wieder ans Tageslicht gezogen worden. Und doch haben diese Kriegs- waffen noch jüngst ihre Rolle in dem Kampfe mit den Aufstän- digen an der ostafrikanischen Küste gespielt. Es sind die so- genannten „Buschiriskanonen“, welche durch die deutschen Kriegsschiffe „Leipzig“ und „Carola“ die Pangani und Saadani erbeutet wurden und deren einstiger Besitzer inzwischen gefangen genommen worden und den Tod des Rebellen gestorben ist.

Wenn wir diese Ungethume in ihrer ganzen vorfindstlichen Un- beholfenheit aus nächster Nähe betrachten, gewinnen wir die beruhigende Ueberszeugung, daß unseren wackeren Blaujassen das Feuer dieser „Ba- terien“ nicht eben große Gefahren bereitet haben würde. Keine von den vier Kanonen hat dieselbe Form wie irgend eine ihrer Genossinnen, keine hat eine Vorrichtung zum Zielen oder Nichten, das Kaliber, soweit man bei der Unregelmäßigkeit dieser Geschüßläufe noch von einem solchen reden kann, ist ein sehr mageres, und zwei der Rohre wären wahrlich beim ersten Schuß geplatzt, so daß man also annehmen darf, daß diese Schlände

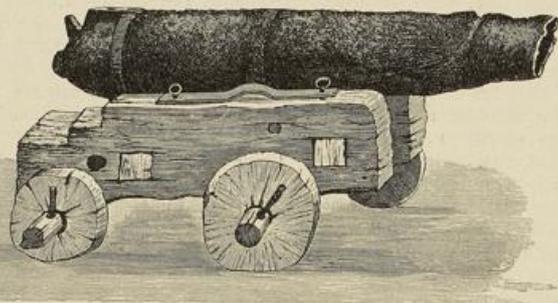
niemals Tod und Verderben gespiesen, sondern immer nur gedroht haben. Kostbar ist auch der Anblick der Lafetten. Negerhände haben sie aus Holz geschnitten, und die Räder, aus einem Stück bestehend und auch annähernd rund, werden durch lange verrostete Nägel an den Holzachsen festgehalten. Man hat sich nur noch einige Foch Achsen vor dieses amuthige Fahrzeug zu denken, ein paar schwarze „Fahrer“ und desgleichen Kanoniere dazu, und das Bild von Buschiris Kriegsarillerie ist fertig.

Schloß Brunn. (Zu dem Bilde S. 273.) Kühne Bauherren waren die Ritter des Mittelalters, das weiß man aus mehr als einem Beispiele. Aber so kost hat selten ein Schloß auf seinem Felsensockel gesehen wie dasjenige, welches unsere Abbildung dem Beschauer vorführt. Es ist das Schloß Brunn, drei Stunden oberhalb Kehlheim an der Altmühl, einem linken Nebenfluß der Donau, gelegen. Es ist, als wollte der riesige Felsenhurm sich vornüber neigen und sammt seiner Last zu Thal stürzen, denn wie ein von der Brandung ausgewaschenes Felsgestade zeigt er sich unterhöhlt und eine breite Kluft trennt ihn von dem Rande der Hochebene.

Jahrhunderte haben an den Gebäulichkeiten des Schloßes gearbeitet, und die ersten Erbauer sanden bequeme Bausteine in den Trümmern eines alten Römerkastells; die Ringmauer auf der Süd- und Westseite weist viele Römerreste auf. Wann die Burg errand, das weiß man nicht genau, jedenfalls war es schon vor dem Jahr 1100, in welcher Zeit (1037) zuerst Herren von Brunn bekannt werden. Dann sah das Felsen- nest manche wechselnde Besitzer; die Breiteneder, Frauenberger, die Herren von Red, später die Jesuiten und Johanniter, und alle haben ihre Gedächtnismale in Erweiterungsbauten hinterlassen. Eine lange, auf drei gemauerten Pfeilern ruhende Holzbrücke führt über den außerordentlich tiefen und breiten Schloßgraben, ein 16 Meter tiefer Ziehbrunnen spendet einen erquickend süßen Trunk; oben aber, von den Bodenräumen der Schloß- gebäude, genießt man eine ent- zückende Aussicht weithin über das gesegnete Bayernland.

Ein sonderbares Gemälde fällt an der Ostseite des Schloß- ses dem Bilde des Beschauers auf. Es ist ein sich bäumender Schimmel in rothem Felde, und die Sage weiß hierzu eine kleine Geschichte zu erzählen. Einer der Ritter, der auf Schloß Brunn saß, war alt geworden und gedachte sein Haus zu verlassen. Er hatte aber drei Söhne, die er alle drei gleich liebte und von denen er keinem einen Vorzug einräumen wollte. Da stellte er einen Wettstreit unter ihnen an: wer am schnellsten die Strecke vom Fuße des Berges hinüber nach der benachbarten Niedenburg und wieder zurück reite und zuerst wieder auf Brunn eintreffe, der solle das Bergschloß haben. Dem zweiten war das Schloß im Thale, dem dritten eine Geladung zu- geschickt. Der Jüngste mit seinem Schimmel gewann das Schloß, und zum Dank ließ er sein stinkes Ross auf der Wand des Herrenhauses abkonterfeien.

So die Sage. Der nüchterne Heraldiker freilich sagt uns einfach: der Schimmel im rothen Felde ist das Wappen der Frauenberger.



Eine Kanone Buschiris.

Inhalt: Madonna im Rosenhag. Roman von Reinhold Ortman (Fortsetzung). S. 261. — In Gedanken. Bild. S. 261. — Ein angenehmer Schwereisener. Bild. S. 265. — Erwas vom „Notten Gespenst“. Die Schriftsteller der Pariser Kommune. Von Wilhelm Dauter. I. S. 266. — Bilder aus dem Landrechtlichen. Von H. Bauer. II. Mit Bildnissen. S. 269. — Nammenszeichen. Roman von E. Werner (Fortsetzung). S. 271. — Schloß Brunn. Bild. S. 273. — Blätter und Wäpfer: Benjamin Franklin. S. 275. — Eine Kanone Buschiris. Mit Abbildung. S. 276. — Schloß Brunn. (Zu dem Bilde S. 273.) S. 276.

Professor Bok's Kleine Gesundheitslehre. Ein Volksbuch in neuer Bearbeitung.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor **Dr. Carl Ernst Bok.** Siebente Auflage, bearbeitet von **Dr. Max von Zimmermann.**

— Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark. —

Das erste und wichtigste Gut des Menschen, zu seinem Lebensglück das Wesentlichste, ist die Gesundheit; auf die Erhaltung und Beförderung derselben sollten wir viel mehr bedacht sein als auf den Besitz aller übrigen Güter. Nur in einem gesunden Leibe kann ein gesunder Geist, ein glückliches Temperament, ein heiterer und zufriedener Sinn wohnen.

Alles menschliche Glück beruht auf der Gesundheit; mit ihr wird Alles eine Quelle des Gemüthes; hingegen ist ohne sie kein äußeres Gut genießbar. Um Gesundheit dauernd zu besitzen, ist die Kenntniß von der Einrichtung und naturgemäßen Behandlung des menschlichen Körpers, von den schädlichen Einflüssen, wie von den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen, kurz von den Bedingungen des Gesundheits, Gesundheitslebens und Gesundwerdens unbedingt notwendig. Wenn irgend ein Buch die Erreichung dieser Kenntniß in umfassender Weise vermittelt, so ist es Bok's über die ganze Welt verbreitetes Buch vom gesunden und kranken Menschen. Um aber auch den vielen Tausenden, welchen das große Werk schwer erreichbar ist, Gelegenheit zu geben, sich über die genannten wichtigen Fragen zu unterrichten, hat der berühmte Verfasser eine kürzere Anleitung zur Kenntniß des menschlichen Körpers und seiner Pflege im gesunden und kranken Zustande geschrieben, welche soeben unter dem Titel „Kleine Gesundheitslehre“, neu bearbeitet von Dr. v. Zimmermann, schon ausgehattert mit großem klarem Druck auf gutem Papier in elegantem Einband zu dem enorm billigen Preise von 1 Mark erschienen ist. Dadurch wird das nützliche Buch Jedermann zugänglich.

„Bok's Kleine Gesundheitslehre“ ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von **Ernst Keil's Nachfolger** in Leipzig.

Druckgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.